

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 11.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 6. October 1889.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4 1/4 M.

XVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Glaube und Liebe.

Eine Geschichte aus alter Zeit.

Von Ernst Wichert.

Motto: Die vorhin gute Freunde waren,
wurden hernachmals Todfeinde... Wer allen
Jammer sollt beschreiben, so die Zeit über sich
zugetragen hat, würde ein sonderlich groß Buch
werden. Ist wohl nicht möglich, allen Zank und
Widerwillen zu beschreiben...
Freiberg's Chronik.

Es war fünf Jahre nach Martin Luther's vielbeklagtem Tode, als am Charfreitage, Morgens in der achten Stunde, der herzogliche Secretarius, Dr. jur. Christoph Emsdaler, vom Schlosse zu Königsberg in Preußen die Steinstufen am sogenannten Danziger Keller niederstieg, um seine Braut zum Kirchgange abzuholen. Er war ein hochgewachsener, schlanker Mann von dreißig Jahren und trug eine schwarze Feder an dem nach oben hin zugespitzten Filzhute, ein Wams von schwarzem, gerissenem Sammet und schwarze Strümpfe. Den langen Mantel, den er lose um die Schultern gehängt hatte, hielt er vorne mit der linken Hand zusammen, die auch das Gebetbüchlein trug. Er durchschritt die Mauerpforte nach der Altstadt, die Windgasse an der altstädtischen Kirche vorbei und die enge, zur Pregelbrücke führende Schuhgasse, immer von Stein zu Stein hüpfend, um die hohen Schnallenschuhe möglichst wenig zu beschmutzen, denn der letzte Schnee war erst kürzlich abgeschmolzen und das überall in Pfützen stehende Wasser von der noch wenig durstigen Sonne nicht aufgesogen. Auf der Brücke, die nach der Insel Kneiphof, der reichsten und stattlichsten von den drei Städten Königsberg's, hinüberleitete, faßte ihn von der Gasse her ein scharfer Wind, sodaß er den Mantel fester zusammenziehen und den Hut mit der Hand halten mußte. Der Frühling war hier im deutschen Norden noch fern.

In der Langgasse hatte er besseren Schutz von den hohen Giebelhäusern. Zu einem derselben, rechts in der Reihe, führte sein Weg. Es war nicht gerade das größte, blieb aber mit seinen drei Stockwerken auch nicht gegen die Nachbarn zurück und zeigte zu jeder Seite der mit Sandstein eingefassten und durch allerhand auf den Handel bezüglichen Bildwerk geschmückten Thür ein hohes Fenster, das beinahe bis auf den erst vor Kurzem nach Danziger Art vorgebauten Podest hinabreichte. In zwei große Steinkugeln waren die Eisenstangen eingelassen, welche das Treppengeländer von kunstreicher Schmiede-Arbeit hielten.

In diesem Hause wohnte der Kaufmann und Rathsherr Ambrosius Lüttken, nicht der Reichste in der Gasse, aber doch wohlbegütert und hoch angesehen in der Stadt Kneiphof, in deren Rath schon sein Großvater gesessen hatte. Er war auch als ein besonders frommer, der gereinigten Lehre treu ergebener Mann bekannt und geachtet. Seinen eifrigen Bemühungen nicht zum wenigsten war es zu danken gewesen, daß nun vor mehr als fünf- und zwanzig Jahren die Reformation in der Domgemeinde leicht durchgeführt und gegen alle Anfechtungen behauptet wurde. Er selbst reiste damals nach Wittenberg, sich bei Luther Rath's zu erholen, und meinte seitdem in dessen Lehre fester zu stehen, als mancher seiner Anhänger unter den Geistlichen, die zur Predigt des Evangeliums nach Preußen berufen wurden, sobald Markgraf Albrecht von Brandenburg, der letzte Hochmeister Deutschen Ordens und erste weltliche Herzog des Landes, das Abendmahl in beiderlei Gestalt genommen hatte. Seit längerer Zeit schon war er Witwer, dachte auch bei seinem schon



Die letzten Rosen. Nach einer Zeichnung von M. Nonnenbruch. — Siehe Seite 175.

vorgeschrittenen Alter nicht daran, sich nochmals zu verheirathen, sondern ließ die Wirthschaft von einer Verwandten, Frau Gottliebe Zimmermann, leiten, die denn auch sein einziges Töchterchen, Katharina, sittsam und nach seinen Wünschen gottesfürchtig erzog. Zwei erheblich ältere Söhne hielten sich meist auswärts, der Eine in Romno, der Andere in London auf, um die Handelsverbindungen zu unterhalten. Man meinte auch, der alte Herr sei eigensinnig und dulde in seinem Comptoir Niemand neben sich, der sich nicht ganz als Diener fühle; deshalb wären die Söhne schon früh aus dem Hause gegangen, wenn auch in naher Beziehung zu demselben geblieben.

Katharina war das Nesthäkchen und dem Vater um so mehr an's Herz gewachsen, als sie in Gestalt und Art ganz an die verstorbene Mutter erinnerte. Ein Bild von dieser, das im großen Gastzimmer hing, zeigte unverkennbar die Aehnlichkeit: dieselben blaugrauen Augen voll Milde und Güte, das schlichte Blondhaar, die nachdenkliche Stirn und den zierlichen Mund. Und jetzt näherte sich gerade Katharina dem Alter, in dem Herr Ambrosius Lüttken seine junge Frau hatte malen lassen. Er hatte sich gar nicht beeilt, sein Töchterchen unter die Haube zu bringen. Man sagte ihm nach, daß er eher die Freier verschuchte, um sich von dem lieben Kinde nicht trennen zu dürfen. Keiner war ihm reich und hübsch und vornehm genug gewesen. Endlich hatte er's doch nicht hindern können, daß ein Mann, an den er gewiß zuletzt gedacht, der herzogliche Secretarius Christoph Emsdaler, sich auf einem Feste im Junkerhofe Rätchens Herz eroberte. Ein fürstlicher Diener, ohne Vermögen und nicht einmal reichlich besoldet, da sein Herr selbst sich fast stets in Geldnöthen befand! Freilich war der Doctor der Rechte zum herzoglichen Rathe designirt, klug und durch das Vertrauen hochgestellter Personen ausgezeichnet, aber er war doch abhängig und ein Fremder. Es hatte zum ersten Male zwischen Vater und Tochter ernste Kämpfe gegeben, in denen doch das hehrliche Rätchen Sieger geblieben war. Kurz vor Weihnachten wurde die Verlobung gefeiert, zu welcher der Herzog selbst seine schriftliche Gratulation schickte, und am Sonntage nach Ostern sollte nun die Hochzeit sein. Längst hatte die gute Frau Gottliebe die Kisten und Kisten mit Betten, Wäsche und Kleidern vollgepackt, die als reiche Aussteuer der Kaufmannstochter mitgegeben werden sollten.

Emsdaler fand Rätchen schon zum Kirchgange gerüstet. Auch sie hatte sich des Charfreitages wegen ganz schwarz gekleidet und sogar die weiße Halskrause in Flor eingehüllt. Die dunkle Farbe ließ aber das feingefchnittene Gesichtchen nur um so jugendlich frischer und das in zwei Zöpfen herabhängende Haar um so blonder erscheinen. Der glückliche Bräutigam betrachtete sie mit sehr weltlichen Blicken und begnügte sich nicht damit, ihr die kleine Hand zu küssen, sondern wollte sie an sich ziehen und in die Arme schließen. Dem wehrte sie aber mit einer gewissen Aengstlichkeit. „Bedenkt, Lieber,“ sagte sie, da er sich sein Recht nicht nehmen lassen wollte, „daß heute ein Trauertag in der ganzen Christenheit ist, an dem alle unsere Gedanken allein auf Christi Leiden und Sterben gerichtet sein müssen.“ Sie ließ ihm aber doch ihre Hand und sah ihn recht innig an.

„Daß Brautleute einander gut sind und sich Liebes erweisen, ist doch keine Sünde,“ meinte er, „und besteht zu Beten und Fasten gar gut.“

„Ihr sprecht leichtsinnig,“ verwies sie ihn, „und werdet hinterher Dr. Mörlin nicht frei in die Augen sehen können, wenn er von der Kanzel den Sündern das Gewissen weckt.“ Dazu lächelte sie doch ein wenig.

„Er ist ein Eiferer und Polterer,“ antwortete er, „und verdrießt mich allemal mehr, als er mich erbaut. Lieber wollt' ich Euch zu Osiander in die altstädtische Kirche führen. Der ist ein Prediger nach meinem Sinne, der darauf dringt, daß wir unser Herz ganz mit Liebe erfüllen und den Glauben geistig in uns aufnehmen, nicht so ein starrer Wortgläubiger —“

„Laßt das den Vater nicht hören,“ bat Katharina erschreckt. „Ihr wißt, wie große Stücke er auf Dr. Mörlin hält und Osiander's Lehre von der Rechtfertigung verwirft. Es ist schon genug Streit deshalb auf den Kanzeln und Rathedern, tragt ihn nicht auch noch zu uns in's Haus. Ich will mir keine Entscheidung anmaßen, wer Luther's Lehre richtiger erfaßt hat, und Beide für rechte Gottesmänner halten. Thut Ihr mir zu Liebe desgleichen.“

Er beugte sich vor, um seine Friedfertigkeit mit einem Kusse zu besiegeln, und sie hatte ihm nun doch wohl wenigstens die Stirn hingehalten, wenn sich nicht in diesem Augenblicke von der Thür her ein hartes Räuspern vernehmbar gemacht hätte. Der Rathsherr stand da in Gut und Mantel, die rechte Hand weit vorgestreckt auf dem hohen Rohrstock mit silbernem Knopfe. Er nickte einmal grüßend mit dem Kopfe und sagte:

„Ich hätt' Euch wohl im Gesangbuche lesend finden sollen, zu würdiger Vorbereitung auf die Predigt. Statt dessen treibt Ihr, wie es mir scheint, auch an diesem heiligen Tage eitel Kurzweil. Deine Mutter hätte sich besser behütet.“

Er zeigte mit dem Stöcke auf das Bild. Katharina erröthete bis zur Stirn hinauf, während sich der Secretarius, so gut es ging, entschuldigte. „Folgt mir denn,“ befahl der alte Herr, „die Glocken läuten schon. Heut' sollt Ihr einmal eine Predigt hören, Herr Schwiegerjohn, wie sie Gottes Wort gemäß ist, und soll kein Buchstabe daran verfehlt werden dürfen. Hat doch schon Dr. Martin Luther von diesem Mörlin gesagt: „Habt Acht auf diesen Magister! Wird Jemand nach meinem Tode in der Lehre treu und standhaft bleiben, so wird es dieser Mann thun!“ Das erfüllt sich nun nach der Wahrheit.“

Er ging voran durch die Fleischbanten-Straße auf den Dom zu, immer mit dem Stöcke weit ausgreifend. Ihm nach schritt das junge Paar, in gemessener Entfernung von einander, die Augen auf das Gebetbuch gefenkt. Aus allen Häusern traten die frommen Kirchgänger. Der Dom war schon gefüllt. Viele standen im Mittelwege um die Kanzel herum. Herr Ambrosius Lüttken fand für sich und das Brautpaar Platz im Rath-Chore.

Wundervoll hallte die Orgel unter dem herrlichen Gewölbe, das die sechs Pfeiler überspannte, vollstimmig sang die Gemeinde das Lied Luther's. Dann trat Dr. Mörlin auf die Kanzel heraus, faßte die Bibel mit beiden Händen und hob sie über sein Haupt: „Unter diesem Zeichen werden wir siegen!“ Auf dem knöchigen Gesichte waren alle Muskeln gespannt, die Augen glänzten vor Streitslust. Wie er dann anhub mit mächtiger Stimme, entstand lautloses Schweigen im weiten Raume. Er schilberte mit allen Einzelheiten, als sähe er's wirklich vor sich, Christi Gang zur Richtstätte, wie das Blut unter der Dornenkrone von seiner Stirn rann, wie er zusammenbrach unter der Last des Kreuzes, wie die Nägel seine Hände und Füße zerrissen und die Lanze des Knechtes ihm das fünfte Wundmal stach, wie er verschmachtend die Sonne sinken sah und endlich das Haupt zum Sterben neigte. So hatte er die Gemeinde ergriffen, daß überall lautes Seufzen und Schluchzen vernehmbar wurde.

Nun war man in der Stimmung zu dem Ausfalle, den er vorbereitet hatte. „Und weshalb ist Gottes Sohn ein Mensch geworden,“ rief er, „weshalb hat er all' dieses Leiden unschuldig auf sich genommen, weshalb ist er am Kreuze gestorben? Um uns von unseren Sünden zu erlösen, daß wir rein werden durch sein Verdienst allein. Das ist unser Glaube! Das ist unsere Rechtfertigung durch den Glauben! Wer es anders sagt, der lügt in seinen Hals hinein. Der Glaube an die Erlösung durch Christi Blut ist einzig unsere Tugend. Wer es anders lehrt, der lehrt nicht nach dem einfachen Katechismus. Hol' der Teufel die Gerechtigkeit, die ich mir selbst erwerbe, ich will sie nicht holen. Behüt' uns Gott davor! Psal. Dich, Du schwarzer Teufel, mit Deiner Gerechtigkeit. Gott stürz' Dich in den Abgrund der Hölle. Sollst Du also unseren lieben Herrn Jesum schänden, sein Leiden und Sterben mit Füßen treten und Gottheit und Menschheit also zertrennen und unseren Herrn Christum zum Krüppel machen!“ So ging es weiter fort in immer heftigerem Tone, und Jeder wußte, daß diese Strafrede auf Osiander gemünzt sei, denn er nannte ihn auch sonst schon den schwarzen Teufel wegen seiner braunen Gesichtsfarbe. Emsdaler saß wie auf Kohlen, da er seinen geliebten Seelsorger so lästern hörte, Herrn Ambrosius Lüttken aber glänzte das Gesicht vor Freuden über diesen tapferen Angriff. Doch er selbst erschrak fast, als Mörlin zuletzt offenen Aufruhr predigte. „Thut dazu, liebe Kindlein, und leidet diesen Greuel nicht länger im Lande. Thut dazu, nicht um Euer, sondern der lieben Kinder willen, die noch in den Wiegen liegen, daß sie von dieser teuflischen Ketzerei nicht vergiftet werden. Es wäre Euch tausendmal nützer, daß Ihr im Blute wadetet bis an die Knie, daß der Türke vor die Stadt käme und Euch Alle ermordete; ja es wäre Euch selbst nützer, daß Ihr Juden oder Heiden wäret, als daß Ihr Solches leidet: denn Ihr seid eben so wohl mit dieser Lehre verdammt, als die Heiden. Wer sie annimmt, oder auch nur anhört, den will ich nicht zum Sacramente gehen lassen, es geschehe mit mir, was wolle!“ Er schloß mit einem inbrünstigen Gebete für die Gemeinde.

Der Secretarius hatte zu bemerken geglaubt, daß Dr. Mörlin nicht nur zufällig den Blick öfters nach dem Rath-Chore richtete und besonders auf ihm haften ließ. Wie war ihm dieser blinde Eiferer so in tiefter Seele zuwider gewesen. Auf dem Heimwege sprach er kein Wort; stumm verabschiedete er sich auch von seiner Braut vor dem Hause. Der Rathsherr hielt ihn für ganz zerknirscht und sagte: „Ja, ja, es ist Zeit,

daß wir in uns gehen.“ Um ihn ein wenig aufzurichten, lud er ihn zum Ofter-Sonntage ein.

Recht schwermüthig begab sich Emsdaler nach dem Schlosse zurück. In der Langgasse erregte ein Mensch, der sich Nische auf den Kopf gestreut und das Kleid vorn über der Brust aufgerissen hatte, einen Auflauf. Er schrie wie besessen und verlangte, daß man den Herzog zum Lande hinausjagen und seinen Osiander verbrennen solle. Man nannte ihn den tollern Glaser. Dem Unfuge wurde nicht gesteuert.

Auf dem Schloßplatze traf Emsdaler des Herzogs Leibarzt und Rath, Herrn Dr. Andreas Aurisaber, der mit seiner jungen Frau, Osiander's Tochter, aus der Kirche von Magister Junkt's Predigt kam. Er stand bei seinem gnädigen Herrn so hoch in Ansehen, daß dieser selbst den Brautwerber gemacht und das Hochzeitsmahl ausgerichtet hatte. Er war Emsdaler's lieber Freund, deshalb blieben sie nun eine Weile bei einander stehen. Der Secretarius erzählte in seiner Entzückung, wie lästerlich Mörlin soeben auf Osiander gepredigt hätte, und sagte alle Schmähreden wörtlich her. „Gott bewahre uns vor solchem Unfrieden,“ schloß er.

Aurisaber, ganz erhit in Gesicht, hatte nichts Eiligeres zu thun, als seinem Schwiegervater diese neue Kränkung seines furiosen Gegners zu hinterbringen. Er fand bei ihm schon mehrere seiner Anhänger, die laut Klage erhoben hatten. „O, der Bube,“ rief Osiander, „wie er mir das Wort im Munde verdreht und Lügen ausäet, mich zu verderben! Ein Giftmischer und Todtschläger ist er; ob er sich schon rühmt, daß Friedrich der Weise selbst ihn aus der Taufe gehoben habe, so ist doch nicht mehr Weisheit in ihm, als in einem Pfahl, auf den man einen Saß aus dem Katechismus geschrieen hat. Daß wir Christum durch den Glauben ergreifen müssen, damit er fortan in uns wohne, aller Formelkram aber uns so wenig zur Gerechtigkeit helfe, als der Papisten gute Werke, das faßt sein Hirn nicht. Er hätte bei dem Töpferhandwerke bleiben sollen, das er anfangs gelernt: wie man einen Topf oder Schale dreht, so dreht man alle. Aber des Menschen Herz ist nicht von Thon, daß man ihm den Glauben einträte. Warte nur, Du Wortpfaffe! Ich will zeigen, daß ich eines Schmiedes Sohn bin, und mit dem Eisenhammer der reinen Lehre Deine hohlen Götzen in Scherben zerschlagen. Geht und laßt mich mit meinem Gott beraten, was zu thun!“

Er schrieb den Tag und die ganze Nacht an seiner Rechtfertigungsschrift. Die trug er am Sonnabend früh selbst auf's Schloß und übergab sie dem Herzoge. Es war freilich auch sonst seine Art, in der Nacht zu arbeiten, statt zu schlafen, und es fehlte nicht an Leuten, die ihn deshalb in Verruf brachten, als scheue er das Tageslicht und habe Verkehr mit den höllischen Geistern. Das Fenster seines Stübchens lag nach der Schloßmauer zu. Aber die Nachbarn, wenn sie früh vor der Sonne aufstanden, bemerkten oft noch den Schein der Lampe auf derselben und schüttelten die Köpfe. Wenn er predigte, war doch immer die altstädtische Kirche überfüllt. Er hatte eine gar herzliche und doch kräftige Art, zu sprechen.

Der Herzog Albrecht stand damals schon hoch in den Fünfzigern, hatte aber kürzlich, auf der Stände dringendes Vorstellen, zum zweiten Male geheirathet, in der Hoffnung, daß ihm von seiner jungen Gemahlin noch ein Sohn und Erbe des Landes könne geboren werden. Er war von Herzen dem neuen Glauben zugethan, den er ja selbst nicht ohne mancherlei Kampf in Preußen eingeführt hatte, und von großer Frömmigkeit. Nicht nur las er gern in Predigtbüchern und theologischen Bekenntnisschriften, sondern er schrieb auch selbst sehr erhebliche und ausführliche Gebete nieder, sich von Zweifeln zu befreien und im Glauben zu befestigen. Der Streit der Schwarzröcke, die er als Professoren an seine neu gegründete Universität oder auf die Kanzeln der städtischen Kirchen berufen hatte, war ihm aber sehr zuwider. Er hatte es nicht an ernstlichen Mahnungen zum Frieden fehlen lassen, auch durch seinen Hofprediger, Magister Junkt, der mit wenig Glück eine vermittelnde Stellung einzunehmen bemüht war, die Gegner zu größerer Duldsamkeit zu bestimmen versucht. Er sollte zu seiner tiefsten Betrübnis erfahren, daß die protestantischen Päpstelein auf ihren alleinseligmachenden Glauben noch viel eifriger bestanden, als der Papst zu Rom auf den seiner Kirche, und daß schon so kurze Zeit nach Luther's Hingange seine Anhänger einander in den tiefsten Abgrund der Hölle verdammen, wenn sie von der Freiheit der Lehrmeinung Gebrauch zu machen sich unterstanden. Nun bewies ihm dieses jüngste Ereignis, wie wenig Macht er über die kampfmüthigen Geister hatte. Das Mandat, durch welches er alles gegenseitige Schmähren und Verleumdern verbot, und das auf seinen Befehl von den Magistraten an die Kirgenthüren angeschlagen worden, war von Dr. Mörlin schnöde mißachtet. Darüber erzürnte er sich nicht wenig, und Osiander benutzte die Gelegenheit,

wo ihm wirklich ein schweres Unrecht zugefügt war, um das Feuer zu schüren.

„Gew. Fürstliche Durchlaucht wollen endlich erkennen,“ sagte er, „wen dieser wüthende Mensch mit seinen satanischen Angriffen niederzuwerfen bestrebt ist. Er meint zu wissen, daß Gew. Fürstliche Durchlaucht sich zu meiner Lehre von der Rechtfertigung bekannt haben, dann aber schwach geworden seien. So hat er sich denn auf der Kanzel lassen hören, Gew. Fürstliche Durchlaucht hätten ihm geschrieben, er solle das Volk fleißig ermahnen, zu bitten, daß Gott der Allmächtige Euch wolle erledigen aus dem Irthume, darin Ihr verhaftet. Was doch gewißlich nicht wahr! Aber so hat man's allgemein verstanden.“

„Das beschwert mich sehr,“ antwortete der Herzog, „da ich solchen Irthumes nimmer gedacht, sondern nicht anders gesprochen habe, als ein demüthiger Christ, der sich allweil seiner menschlichen Schwachheit bewußt sein soll.“

„Ich hab's auch nicht anders angenommen,“ sagte Osiander. „Und da Dr. Mörlin wohl auch einsieht, daß ich bei Gew. Gnaden nicht zu Schaden gekommen, so speit er nun Gift und Galle und meint mich öffentlich so herabwürdigen zu können, daß ich bei Hofe nicht ferner gelitten werden dürfe: man gebe mir da Recht oder Unrecht. Wollen doch Viele schon aus seinen Reden vernehmen, es werde mir nächstens der Predigtstuhl verboten werden, da er sonst solche Schmähung nicht wagen dürfte. Seinen Anhängern giebt er's recht in den Mund, ich solle aus dem Lande gesagt, oder mit Ruthen ausgehauen, oder gar verbrannt werden, wenn ich nicht widerrufe.“

„Vor solcher Inquisition wolle uns Gott bewahren,“ entgegnete Herzog Albrecht, schwer seufzend. „Er richtet über unsere Gewissen. Ich bitt' Euch, Lieber, haltet Euch ruhig und vergesst nicht Böses mit Bösem, damit des Gezänktes ein Ende werde. Die Friedfertigen will ich gern in meinen Schutz nehmen.“

„Das hoffe ich von Gew. Gnaden Billigkeit und Großmuth,“ sagte Osiander. „Aber wie soll ich schweigen, wenn ich also herausgefordert werde? Muß es nicht im ganzen Lande heißen, ich sei meines Unrechtes überführt worden und so auf's Maul geschlagen, daß ich zu meiner Vertheidigung kein Wortlein weiter vorzubringen wüßte? Da man doch ebenso gut mit dem Dreifüßler aus dem Hinterhalte über Einen herfallen, ihm den Kopf spalten und dann behaupten könnte, man habe seinen Irthum bewiesen! Soll ich die Wahrheit verleugnen aus Menschenfurcht?“

„Dazu wollt' ich selbst am besten rathen,“ versicherte der Herzog. „Ich will Eure Klage annehmen und darüber nach dem Rechten befinden, aber ich fordere Euer Versprechen, daß Ihr Euer Kanzel rein halten wollest von allem Schimpf, damit ich Eure Sache vertreten kann, wie es mir wohl um's Herz ist.“

Der Prediger verneigte sich dankend. „Meine Gegner bauen auf mächtiger Fürsprecher Beistand in Gew. Gnaden Nähe,“ bemerkte er. „Gew. Fürstlichen Durchlaucht dürfte wohl wissend sein, wen ich meine. Hat doch der Herr Oberburggraf von Rostitz an sein Haus einen Vers schreiben lassen, der also lautet:

Gott's wesentliche Gerechtigkeit,
Die ist nicht meine Seligkeit,
Sondern das Verden Jesu Christ'
Mein Trost, Heil und Rechtfertigung ist.

Das hat ihm Dr. Mörlin eingegeben und geht gegen keinen Andern, als gegen mich und Gew. Fürstliche Durchlaucht. Es ist weit gekommen mit dem Gehorsam gegen die Obrigkeit, wenn ein oberster Diener des Landes wagen darf —

„Davon schweigt lieber,“ unterbrach ihn der alte Herr in merklicher Erregung. „Ist darüber zu klagen, so mag es in der Ober-Rathsstube vorkommen. Ihr aber solltet wissen, daß ich Euch auch gegen meiner Ober-räthe Meinung vor Schmähung in der Kirche zu schützen vermag, so lange ich dieses Landes Herzog bin. Gehet nun nach Hause und beruhigt Euer Gemüth. Ob Euer Satz von der Rechtfertigung mit Luther's Katechismus besteht oder nicht, darüber mögen die Universitäten entscheiden.“

„Er besteht mit der heiligen Schrift,“ rief Osiander, „die allein unsere Richtschnur ist. Wahrlich, hoch verehere ich den theuren Gottesmann Martin Luther; aber auch er war nur ein Mensch. Müßt' ich ihn eines Irthums überwinden aus der heiligen Schrift, so wäre mir's leid, aber ich dürft's nicht unterlassen um meiner Seligkeit willen. Doch hoff' ich auch vor ihm zu bestehen, und risse Dr. Mörlin das Lastermaul noch einmal so groß.“

„Müßigt Euren Eifer,“ bat der Herzog, „und betet in Euerem Kämmerlein zu Gott, daß er Euch Sanftmuth und Geduld gebe. Beides ist auch Euch von Nothen.“

Osiander legte die Hände auf die Brust und schlug die Augen nieder. „Gew. Fürstliche Durchlaucht mahnen mit Recht dazu,“ sagte er. „Aber solche Dinge, und die ich noch verschweige, möchten wohl einen steinernen Mann

weich machen. Mir bricht das Herz, daß so viele Seelen, für die Christus gestorben, so greulich verärgert, verführt und mit teuflischen Lügen und mörderischem Reid vergiftet werden. Darum erhebe ich dieses Geschrei. An mir selbst ist wenig gelegen.“

Der Herzog entließ ihn nochmals mit der Zusicherung, Dr. Mörlin solle sein Mißfallen wohl spüren. Er ließ auch sogleich seinen Secretarius Christoph Emsdaler zu sich berufen, verhörte ihn in des Magister Funck's Gegenwart über die ärgerliche Predigt im Dome und trug ihm auf, ein strenges Mandat gegen Mörlin zu entwerfen und ihn mit sofortiger Entziehung des Predigtstuhles zu bedrohen, wenn er noch einmal die Kanzel zu persönlichen Ausfällen gegen seinen Gegner mißbrauche und den Zank der Theologen in's Volk trage. Emsdaler war selbst gegen den Streitprediger so aufgebracht, daß ihm dieser Auftrag sehr gelegen kam. Es ging ihm wohl ein wenig durch den Kopf, daß der Vater seiner Braut eifrig auf dessen Seite stand und Rätchen selbst für ihn Partei nahm, aber er beruhigte sich leicht, daß er doch nur seines Amtes walte und höherem Befehle gehorame. Er konnte nicht zweifeln, daß der Herzog diesmal sehr ernstlich erzürnt sei. So hielt er es nun für seine Pflicht, dem Schreiben den schärfsten Ausdruck zu geben und kein heftiges Wort seines gnädigen Herrn zu unterdrücken. Er entete dafür dessen Zufriedenheit.

Das Mandat ging sofort ab. Es sollte bereits vor der Predigt am Ostersonntage seine Wirkung thun. Das geschah denn auch insoweit, als Dr. Mörlin einen neuen Ausfall gegen Osiander nicht wagte. Er hatte aber das herzogliche Schreiben auf die Kanzel mitgebracht, deutete darauf und sagte, es müßten am Freitag in der Kirche zwei Ohren zu viel gewesen sein; irgend ein Bube habe seine Worte falsch aufgelesen und verdreht seinen Feinden hinterbracht. Deshalb sei ihm nun der Mund verboten worden, dem er sich in der Kirche vorläufig wohl füge, mit solchem Vorbehalte jedoch, daß er von seiner Meinung nicht abstehe und seinen Glauben in Schriften vertreten werde, die drüben leicht noch mehr Aergerniß hervorrufen könnten. Denn es sei seines Amtes, zu sprechen und nicht zu schweigen. Heute wolle er sich mit aller Welt freuen, daß Christus auferstanden sei von den Todten, sitzend zur rechten Hand Gottes, zu richten die Lebendigen. Er wolle ihm ein gnädiger Richter sein!

Emsdaler wagte während der langen Predigt kaum aufzublicken; er meinte, Dr. Mörlin halte sein Auge stets auf ihn gerichtet. Während des Ostermahls in des Rathsherrn Hause suchte Emsdaler das Gespräch von diesen kirchlichen Dingen abzubringen, während Lüttken mit besonderer Vorliebe immer wieder darauf hinsteuerte. Auf dessen Frage, ob er nicht unterrichtet sei, was in dem herzoglichen Schreiben stehe, gab er eine ausweichende Antwort. Er habe das Amtsgeheimniß zu bewahren, könne aber doch so viel sagen, daß der Herzog sehr aufgebracht gewesen sei und sich entschlossen habe, mit Strenge durchzugreifen. Der Rathsherr citirte: „Das Wort sie sollen lassen stahn“, — fragte jedoch nicht weiter.

Rätchen sah wunderhübsch aus in ihrem blauen Kleide mit dreimal gepufften Aermeln und silbernen Borten, dem kleinen Käppchen von gleicher Farbe mit Randbesatz von Perlen und der goldenen Halskette mit drei Schaumrözen, die sich auf der vollen Brust wiegen. Sie saß neben ihrem Verlobten, der heute ebenfalls festlich gepuht war, und gestattete gern, daß er zärtlich ihre Hand drückte oder seine Schulter an die ihrige lehnte. Wenn sie ihn mit den lieben Augen ansah, und das geschah oft genug auch ohne besondere Veranlassung, wurde es ihm allemal ganz warm um's Herz. War der alte Herr eifrig genug mit dem Braten oder Fische beschäftigt, so benutzte Emsdaler sofort die Gelegenheit, ihr Etwas in's Ohr zu zischeln und dabei mit seinem Munde ihre Wangen zu streifen. Vor Frau Gottliebe Zimmermann, die gegenüber saß, brauchte er sich nicht in Acht zu nehmen; sie blickte schon absichtlich immer auf ihren Zinnteller hinab, um nichts bemerken zu können.

Nach aufgehobener Tafel setzte Lüttken sich in einen großen Lehnstuhl am Ofen, kreuzte die Hände über dem Bauche, ließ das Kinn auf die Brust sinken und verfiel bald, wie das kräftige Schnarchen außer Zweifel stellte, in tiefen Schlaf. Frau Gottliebe hatte mit dem Abräumen des Tisches zu thun und ließ sich nur von Zeit zu Zeit wieder sehen, sich immer mit einem leisen Räuspern anmeldend. Die Beiden spazierten derweile Arm in Arm die Diele auf und ab, allerhand verlebte Kurzwel mit einander treibend, hielten sich wohl auch in der anderen Ofenecke länger, als zur Umkehr nöthig, auf. Was sie sich zu sagen hatten, waren eigentlich lauter Dinge, die sich ganz von selbst verstanden; aber sie wurden nicht müde zu fragen, wie gut man sich sei und wie man sich freue, nun bald Mann und Frau zu sein und an gar keine Trennung mehr denken zu dürfen.

Zum zweiten Feiertage war man bei einer befreun-

deten Familie zu Gaste geladen. Es fehlte da nicht an jungen Leuten, die lustig sein wollten, Wänderspiele vorschlugen, muscirten und zuletzt ein Tänzchen wagten, was Emsdaler und seinem Rätchen wohl gefiel. Er meinte hier seine Würde als herzoglicher Secretarius nicht allzu streng beobachten zu müssen, worauf er sonst stets bedacht war, und das junge Fräulein, sonst ebenfalls mehr ernst als heiter, ließ sich gern die Neckereien der Freundinnen gefallen, die auf die nahe Hochzeit anspielten. Man blieb sehr lange, über neun Uhr hinaus, zusammen und wurde dann von den wartenden Dienern mit Laternen nach Hause geleitet.

So schien Alles für die Zukunft in bester Ordnung, als sich am Dienstage etwas ganz Unvermuthetes ereignete. Dr. Mörlin verließ zu ziemlich früher Morgenstunde sein Haus am Dome, um die feierlichen Schritte nach der Langgasse zu lenken. In steifer Haltung, die Unterlippe ein wenig vorgeschoben und das Kinn über die breite Halskrause weitstreckend, trat er bei Ambrosius Lüttken ein, der unten in seiner Geschäftsstube arbeitete, aber den hochverehrten Gast sogleich mit vielen Versicherungen, wie beglückt er durch seinen Besuch sei, in das obere große Zimmer hinaufnöthigte. Irgend etwas Ungewöhnliches mußte der Anlaß seines Kommens, zumal zu so früher Tageszeit, sein. Einen Anbiß und ein Glas Wein, die ihm der Rathsherr anbot, schlug er kurz aus. „Es sollte kein Wunder sein,“ sagte er in spitzem Tone, „wenn mir der Aergir alle Lust an Speise und Trank gründlich verdorben hätte. Ihr habt gehört, was ich am Freitage gesprochen habe, die Gemeinde vor der pestilenzialischen Ansteckung zu bewahren, die von der Altstadt her eindringt, und ich glaube wahrlich, im frommen Amtseifer nicht zu weit gegangen zu sein, wenn ich die Dinge mit ihrem rechten Namen benannte. Wies doch der Tag des Leidens und Sterbens unseres Heilandes so recht darauf hin, daß ich meine Zuhörer im Glauben an die Erlösung durch sein heiliges Blut befestigte und die Irlehre bekämpfte, als könnten wir arme, sündige und ohne unseren Herrn verlorene Menschlein durch uns selbst irgend ein Verdienst hinzubringen, das uns reinigte. Sondern wir glauben, oder wir glauben nicht. Glauben wir, so geschieht es durch die Gnade Gottes, und ist um deswillen der Glaube in uns; glauben wir nicht, daß wir durch Christi Tod zum ewigen Leben gerettet sind, so hilft uns auch die Liebe nicht von der Verdammniß.“

„So ist's,“ antwortete Lüttken, „und wir danken Em. Schwürden für die muthige Predigt, die ganz in Luther's, des theuren Mannes, Geiste war.“

„Sie hat mir aber an anderer Stelle einen gar schlechten Dank eingebracht,“ fuhr der Dompfarrer mit funkelnden Augen fort. „Leßt dieses Mandat des Herzogs, der sich unsern obersten Bischof nennt und doch vergift, was er, Dr. Martin Luther schuldig ist. Leßt und staunet! In solchen Ausdrücken mag er mich zu schelten, weil ich standhaft meine Pflicht gethan; mit solchen Drohungen will er den Geist von mir austreiben, daß nichts von mir zurückbleibt, als ein elender Hund, den man lieber mit Fußtritt von der Schwelle jagen, als auf der Kanzel dulden sollte! Leßt, leßt!“ —

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Nus der Kinderzeit.

Von Detlev Freiherrn von Eilencron.

In alten Briefen saß ich heut' vergraben,
Als einer plötzlich in die Hand mir fiel,
Auf dem die Jahresziffer mich erschreckte, —
So lange war es her, so lange schon.
Die Schrift stand groß und klein und glatt und kraus
Und reichlich untermischt mit Tintenflecken:

„Mein lieber Fritz, die Bäume sind nun kahl,
Wir spielen nicht mehr Räuber und Soldat,
Türk hat das rechte Vorderbein gebrochen,
Und Tante Hannchen hat noch immer Zahnweh,
Papa ist auf die Hühnerjagd gegangen.
Ich weiß nichts mehr. Mir geht es gut.
Schreib' bald und bleibe recht gesund.
Dein Freund und Vetter Siegesmund...“

„Die Bäume sind nun kahl“, — das herbe Wort
Ließ mich die Briefe still zusammenlegen,
Gab Hut und Handschuh mir, und Rock und Stock,
Und drängte mich hinaus in meine Heide.

Nachdruck verboten.

Zafima.

Ein Märchen von Max von Hochberg.
Mit Zeichnungen von A. von Wahl.

König Amru hatte eines Tages länger, als gewöhnlich, geschlafen. Wie er nun vor dem großen Spiegel trat, um sich den Scheitel glatt zu streichen und seine Krone aufzusetzen, schien ihm die Sonne schon voll auf den Kopf, und er wurde gewahr, daß er über Nacht ein paar weiße Haare bekommen hatte. „Man wird alt“, sagte er seufzend zu der Königin, „und muß daran denken, der Jugend Platz zu machen. Unser Sohn ist bald groß genug, um Krone und Scepter tragen zu können, doch will ich ihn zuvor noch auf Reisen schicken. Er soll erst die Welt gesehen haben, das macht klug, und ein König kann gar nicht klug genug sein.“ Die Königin war eine vernünftige Frau, und deshalb hatte sie nichts gegen den Willen ihres Gemahls einzuwenden.

Wer war froher, als Zafima bei dieser Kunde!? Was kann es auch für einen Königssohn Verlockenderes geben, als nach Gefallen fremde Länder zu durchstreifen! — Er sagte seinem Vater Lebewohl, umarmte die Königin, seine Mutter, und ritt mit einem reichen Gefolge von dannen. Seine Seele war so von Jubel erfüllt, daß er ganz vergaß, von seiner kleinen Aufgabe Abschied zu nehmen, obwohl er sie sehr lieb hatte, denn sie war mit ihm aufgewachsen und sollte einmal seine Frau werden.

Die kleine Prinzessin saß in ihrem Zimmer, wollte schlafen und böse thun, aber als sie ihn über den Hof und zum Schloßthore hinausreiten sah, ließ sie rasch hinter dem Zuge her und rief den Prinzen bittenden Tones beim Namen.

„Zafima“, schluchzte sie, „Du hast schon beim Abschiede nicht an mich gedacht, wie wird es erst in der Ferne werden? — Du wirst mich in der großen, weiten Welt ganz gewiß vergessen!“

Da gab er ihr vom Pferde herunter die Hand und fragte, um sie zu trösten, was er ihr aus der Fremde Schönes mitbringen sollte. Dann versprach er ihr, sein Herz gesund und wohlbehalten wieder mit nach Hause zu bringen. Weiter hatte sie nichts von ihm zu erbitten gewußt.

Der Prinz durchkreuzte viele Länder, besuchte die verschiedensten Fürstenthümer und erkundigte sich nach Allem, was ihm merkwürdig und sehenswerth schien. Wo es ihm besonders gut gefiel, verweilte er länger.

Von Zeit zu Zeit fandte er einen von seinen Leuten heim, um seinen königlichen Eltern die Botschaft zu überbringen, er sei gesund, und es gehe ihm gut; an die Prinzessin, seine kleine Muhme, ließ er dabei immer einen Gruß ausrichten. Dadurch war im Laufe der Zeit sein Gefolge schon auf die Hälfte zusammengeschrumpft, als er sich dem Reiche der Sonne näherte, von dessen Wundern man ihm viel erzählt hatte. Dort herrschte ewiger Sommer, und ein wolkenloser, blauer Himmel blickte auf das glückliche Land hernieder. Sammetweich war der Boden, wie ein bunter Teppich die Erde. Blumen sah der Prinz, die er nicht kannte und von denen er nie gehört hatte; ihre Farben waren leuchtend und ihr Duft berauschend. Tausendmal schöner blühten die Rosen hier wild, als im heimischen Garten. Palmen erhoben ihre Kronen in schwindelnder Höhe über ihm, blätterreiche Bäume und wohlriechende Sträucher boten ihm Schatten, und hohe Stauden mit gefiederten Palmen schaukelten und rauschten im sanften Winde. Smaragdgrünes Moos bedeckte das Gestein, und üppige Ranken umklammerten es. Von den Zweigen hingen seltsame Schlinggewächse gleich Guirlanden herab, von einem Baume zum anderen kletternd. Schillernde Schmetterlinge von seltener Größe gaukelten um brennendrothe und schneeweiße Blumentelche, die aus wunderlichen Stachelpflanzen hervorbrachen, und im Gezweige schaukelten sich Vögel mit buntem, prachtvollem Gefieder.

Das Schönste aber und Wunderbarste im Reiche der Sonne war seine Königin. Mit strahlendem Lächeln hieß sie den Prinzen und seine Leute willkommen und ließ zu Ehren seiner Ankunft ein großartiges Fest veranstalten, das bis spät in die Nacht hinein dauerte. Endlich trennte man sich, und indem sie von einander schieden, legte die Königin für einen kurzen Augenblick ihre Hand auf des Prinzen Herz. Im Nu fühlte er durch das seidene Wams hindurch eine sengende Gluth darüber hinstreichen und dachte erschrocken an das Versprechen, welches er der kleinen Prinzessin am Schloßthore gegeben, sein Herz gesund und wohlbehalten wieder heimzubringen. Er sagte es der Königin vom Sonnen-Reiche. Sie lächelte dazu und sprach: „Es ist wahr, ich habe eine heiße Hand, mein Prinz, aber Euer Herz wird doch nicht gleich Feuer fangen und verbrennen. Oder sollte es aus Papier sein?“

Nun mußte der Prinz selber über seine Besorgniß lächeln.

Den anderen Tag gab ihm die Königin wieder ein herrliches Fest und so fort, und jedesmal trug sie reichere Gewänder, und mit jedem neuen Tage erschienen sie ihm noch schöner, als den Tag zuvor. Und immer, wenn die Lustbarkeiten vorüber waren und der Prinz sich zurückziehen wollte, legte sie für einen kurzen Augenblick ihre Hand auf sein Herz. Dann

war es dem Prinzen stets, als striche ein glühender Wind darüber hin; allein er hatte sich schon so daran gewöhnt, daß er den kurzen Schmerz gar nicht mehr beachtete, und an sein Versprechen dachte er nicht mehr. — Wie vordem fandte er einen Boten nach dem anderen an seine Eltern, doch zu einem Grusse für seine kleine Muhme gab er keinen Auftrag mehr. Die Tage und Monate vergingen ihm gleich Stunden, er zählte sie nicht, und da es ewigen Sommer gab, konnte er nicht auf den Wechsel der Jahreszeit merken und wußte nicht, wie lange er schon im Sonnen-Reiche weilte. Schließlich war von seinem ganzen Gefolge nur noch sein alter Kammerdiener bei ihm; der ließ sich nicht fortbekommen und als Boten gebrauchen, sondern erklärte, wo sein Herr bleibe, bleibe auch er. Jetzt entschloß sich der Prinz zur Reise und sagte der schönen Königin, er müsse sich kommenden Tages auf den Heimweg begeben. Nun bat die Königin, nur noch seinen Abschied feiern zu dürfen, und das konnte ihr der Prinz nicht gut abschlagen. Die Festlichkeit dauerte bis tief in die Nacht hinein, und am anderen Morgen war der Prinz ermüdet und verschob die Reise auf den nächsten Tag. Und immer veranstaltete die Königin dann noch ein letztes Fest, und so ging es fort, und Zafima blieb und blieb im Sonnen-Reiche und schien Eltern und Heimath vergessen zu haben.

Eines Abends aber kamen braune, unscheinbare Vögel aus dem Norden gezogen, die rasteten und ließen sich zum Schlafen nieder. Einer von ihnen zwitscherte und sang ganz in der Krähe, ehe die Sonne aufging. Zafima hörte es durch den Morgenraum. Er kannte den Vogel wohl, es war eine Nachtigall; sie schlug süß und klagend wie im Fliederbusche des Schloßgartens. Ein unbeschreibliches Heimweh erfaßte den Prinzen bei ihren Tönen, und das Herz schmerzte ihn plötzlich über die Maßen. Mit Schrecken und Bestürzung nahm er wahr, daß es durch die heiße Hand der Königin schon zur Hälfte verengt worden. Da weckte er seinen Kammerdiener und verließ ohne Abschied vor Than und Tag das Reich der Sonne und seine bezaubernde Herrin. Traurig ritt er fürbaß. Doch schlug er nicht den Weg nach seinem Königsreiche ein; er schämte sich vor seiner kleinen Muhme: mit einem halb verengten Herzen mochte er nicht nach Hause kommen. Lieber wollte er noch die halbe Welt durchkreuzen; vielleicht heilte es unterdessen wieder. Er wandte sich gegen Norden, weil ihm der kühlere Wind die Schmerzen linderte und beruhigend über seine heißen Schläfen und sein verdorrtes Herz hinwegwehte. Die Palmenwälder auf seinem Wege schwanden im Laufe der Tage; die zur Ruhe ladenden, schattenpendenden Bäume, die üppigen Sträucher, die prachtvollen Blumen, die ihn an das schöne Wunderland erinnerten, wurden seltener und hörten endlich ganz auf. Düstere Nadelhölzer tauchten vor seinen Blicken empor; Raben und Krähen mit schwarzem Gefieder gaben ihm trübselig das Geleit statt der bunten Papageien, der Paradiesvögel, Pfauen und Kolibris im Sonnen-Reiche. Immer kälter wehte der Wind, je weiter Zafima gen Norden kam, und immer ruhiger wurde des Prinzen heißes, fieberndes Blut: die Kälte that seinem Herzen unendlich wohl.

Auch die dunklen Nadelhölzer wurden mit der Zeit nach und nach seltener und schwanden schließlich. Eifrig wurde der Wind, der über die kahle Steppe pfliff; Schnee hing am Himmel, und Reif lag auf der Erde.

„Zieht nicht weiter, mein Prinz“, bat der Kammerdiener, „wir kommen sonst in das Land, wo alles warme Leben verfiert, wo die Erde vor Schnee und Eis erstarrt und die Sonne nicht mehr wärmt!“

„Dort will ich hin“, erwiderte der Prinz, „das wird meinem Herzen wohl thun!“

Unwissentlich beschwor nun der alte Diener den Königssohn, nicht weiter zu reisen. „Kehrt um, mein Prinz, ich warne Euch“, sagte er, „denn wißt, im Eislande herrscht eine Fürstin, durch seltenen Verstand ausgezeichnet, wie durch kalte Grausamkeit bekannt; unlagbar klug sind ihre Worte, aber sie wirken auf das fühlende Herz erkaltend und lähmend wie der Tod. Ihr Palaß ist glänzend und klar, durchsichtig und scharfkantig gleich Eiskristall, doch den Lebendigen, der ihn betritt, überrieselt ein Schneegestöber, so fein, daß es unsichtbar ist, allein es kühlt bis in's Mark hinein. Der Fürstin Blick aber läßt auch die heißesten Wünsche verstummen, und der Hauch ihres Mundes macht das Blut gefrieren und das warme Herz vereisen.“

„Das wird auch den Brand meines Herzens löschen“, entgegnete Zafima, „ich will die Fürstin vom Eislande auffinden.“ Betrübte mußte der Kammerdiener den Prinzen seinem

Schicksale überlassen, kehrte allein um und vergoß auf dem Heimwege die bittersten Thränen seines Lebens, weil er seinem jungen Herrn mit ganzer Seele zugethan war und ihm doch nicht helfen konnte.

„Wo bleibt der Prinz so lange?“ fragte ihn der König, dessen Scheitel in den vielen Jahren schneeweiß geworden. „Ich kann die schwere Krone kaum noch tragen! Wo bleibt der Prinz?“

„Er kommt bald“, tröstete ihn der alte Diener und sah zu Boden, um ihm nicht in die Augen sehen zu müssen.

„Wie geht es meinem Sohne?“ fragte ihn die Königin.

„Immer nach Willen“, antwortete der Kammerdiener und seufzte leise für sich.

„Was macht Zafima? Warum bleibt er so lange aus? Ist auch sein Herz gesund und wohlbehalten?“ fragte die kleine Prinzessin, die inzwischen groß geworden war. Dabei sah sie ihn so treuerherzig an, daß er nicht lügen konnte, nur den Kopf schüttelte und stumm blieb. Da wurde die Prinzessin sehr traurig und forschte nicht weiter.

Und wieder verging eine lange, lange Zeit. Die Königin wurde krank und starb, und der König, der sich alt und lebensmüde fühlte, wäre ihr gern nachgefolgt, nur die Sorge, wer nach ihm die Krone tragen sollte, hielt ihn aufrecht. Endlich kam von Zafima Kunde. Er war zurückgekehrt und näherte sich schon dem Schloße. Im Lande war der Jubel groß, und König Amru lächelte zufrieden und sprach: „Jetzt kann ich ruhig sterben; ich weiß, mein Sohn lebt und trägt nach mir die Krone!“ — Das Glück, den Prinzen bald wiederzusehen und zu umarmen, war auch zu groß, als daß er es ertragen konnte. Vor Freude stand ihm das Herz still. In Trauer und Thränen kam die Prinzessin ihrem Vater entgegen, der nun als König das Schloß betrat. Rosen hatte sie im Garten



gepflückt, die Zafima als letztes Zeichen der Liebe über den todtten König streuen sollte. Doch als seine Linke die jungen Rosen ergriff, welkten sie jählings, als hätten sie unter dem glühenden Mittagsstrahle gelitten. Wie die Prinzessin dies sah, erschrak sie sehr, und Zafima zog die Hand bestürzt zurück und sagte mit der Rechten nach den Blumen, die jetzt unter seiner Berührung zusammenschauerten und farblos wurden, wie wenn sie Frost bekommen hätten.

„Das ist viel schlimmer, als ich dachte“, flüsterte die Prinzessin leise für sich und streute statt seiner die Rosen über ihren todten Oheim. Scheu hob sie dann den Blick zu ihrem Vater. Seine Augen hatten den leuchtenden Glanz verloren, den hatte die Sonne des ewigen Sommers weggebrannt, und auf den Spitzen seiner braunen Haare lag ein weißer Hauch, wie Reif auf jungem Grün; der war darauf gefallen, während er zu Füßen der Eisfürstin gesessen und seine heiße Stirn an ihrem Throne gekühlt hatte. Doch die Prinzessin schwieg und that, als bemerkte sie es nicht; sie wollte ihm nicht mit Fragen wehe thun.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Zur Kosmetik der Römer.

Von Friedrich von Hellwald.

Der Begriff dessen, was Schmutz ist, und wie man sich schmücken kann, ist unter den mannigfaltigen Bewohnern unseres Erdballes oft sehr verschieden, die Sucht, den Körper durch künstliche Mittel zu verschönern, jedoch selbst bei ganz rohen Völkern verbreitet und reicht auch, so weit wenigstens die Geschichte rückwärts zu schauen gestattet, bis in das graueste Alterthum zurück. Schon die Bibel gedenkt an mehreren Stellen der Vortriebe für Fuß und Schmuck, welche in der Kleidung, in Juwelen, Haartracht und Anwendung von Wohlgerüchen sich kundgiebt. Verdammt weißagt der Prophet Jesaias, wie der Tag herannahe, an welchem der Herr dem eiteln Land ein Ende bereiten werde. Das zweite Buch Moses enthält im dreißigsten Kapitel ein vollkommenes Rezept zur Bereitung eines heiligen Salbölles, woraus zu entnehmen ist, daß Wohlgerüche in jener fernen Zeit schon sehr wohl bekannt waren, und der Prophet Ezechiel spricht ganz ausdrücklich von der Sitte des Schminkens.

Alt-Israel, auf welches diese Beispiele sich beziehen, war weit entfernt, ein Kulturvolk zu sein. Wohl aber waren dies die Römer, insbesondere in der Kaiserzeit, und es läßt sich





Die Ueberraschung. Von G. Chierici. — Siehe Seite 175.
 Nach einer Photographie aus dem Verlage von Franz Hanfstaengl in München.

errathen, daß bei diesen die Toilettenkünste schon eine hohe Ausbildung erfahren hatten. In der That waren auch bei beiden Geschlechtern Schönheitsmittel aller Art an der Tagesordnung und insbesondere nahm der Gebrauch der Wohlgerüche immer mehr überhand. Reichen und Vornehmen wurden sie zu einem Bedürfnisse, das sie sich unter keinen Umständen verjagen konnten. So salbte sich sogar der von den Römern verbannte Lucius Plotus in seinem Versteck mit aromatischen Ölen, ward aber durch diesen Duft verrathen und dem Tode überliefert. Nach den Niederlagen des Antiochus und den Siegen in Asien steigerte sich diese Leidenschaft so sehr, daß die Consuln Licinius Crassus und Julius Cäsar ein Verbot auf den Verkauf ausländischer Wohlgerüche legten; ein Gesetz, das natürlich nicht gehalten wurde. Den Höhepunkt erreichte indes dieser Luxus unter den Kaisern. Zubenan berichtet, daß Otho mit einem ganzen Arsenal von Essenzen, Salben und Ölen in's Feld gezogen sei. Caligula verschwendete ungeheure Summen auf Wohlgerüche und badete seinen entmenschten Körper in aromatischen Essenzen. Nero war ein so leidenschaftlicher Freund der Wohlgerüche, daß in seinem Speisesaale ein Sprühregen von Essenzen von der Decke niederfiel. Bei dem Leichenbegängnisse seiner Gemahlin Poppäa wurde mehr Weihrauch verbrannt, als Arabien in zehn Jahren hervorbringen konnte.

Man verbrauchte die Wohlgerüche in dreierlei Gestalt: entweder in festen Salben, in fließend ölig oder in Pulverform. Meist wurden sie nach ihrem Hauptbestandtheile oder, waren sie zusammensetzbar, nach dem Orte ihrer Erfindung benannt. Einer der beliebtesten war das „Sissinum“, welches aus Lilien, Bohnenöl, Honig, Zimmt und Safran bestand. Diese Mischung war äußerst kostbar, ein Pfund davon kam auf nahezu 300 Mark heutigen Geldes zu stehen. Nicht bloß die Haare wurden gesalbt, sondern auch der ganze Körper, selbst die Fußsohlen, und zwar häufig, wie bei den griechischen Epitaphen, jedes Glied mit einer anderen Essenz. Und nicht allein Gewänder, Gemächer, Betten und alle erdenklichen Geräthschaften wurden parfümirt, sondern auch manchmal sogar Hunde und Pferde mit wohlriechenden Essenzen gesalbt. Bei Gelagen pflegte man Blumen zu streuen, Rauchwerk zu verbrennen, Essenzen zu reichen und dieselben aus Fläschchen von Alabaster, Druß oder Glas über die Gäste zu sprühen. Viele Salbenhändler waren weißberühmt, und in Capua bildeten sie mit ihren Läden eine ganze Straße. Viele Bestandtheile wurden aus Aegypten und Arabien bezogen.

Der häufige Gebrauch der öffentlichen Bäder trug zweifelsohne das Seine zur Ausbildung der Kosmetik bei den Römern bei; doch waren die meisten Besucher der Bäder männlichen Geschlechts; die den Frauen vorbehaltenen Abtheilungen wurden nur wenig benutzt, denn die reicheren und vornehmeren Damen, namentlich die Patrizierinnen, zogen es vor, ihre zeitraubende und mühevollen Toilette zu Hause zu machen. Eine ganze Schar von Sklavinnen umgab die Damen bei diesem wichtigen Geschäft, jede hatte ihre besondere Verrichtung, und alle standen unter dem Befehle der Domatrix. Aus zierlichen Kästchen trug sie eine Menge von Fläschchen und Büchsen aus, deren Inhalt das ohnehin schon mit Wohlgerüchen erfüllte Gemach mit den Düften der verschiedensten Blumen durchströmte. Doch genigte es den Römerinnen nicht, daß alle diese Salben und Öle ihrem Geruchsinne schmeichelten, sie wollten auch dadurch verschönt werden. Dank diesem Streben entstand ein ganzes Heer von Schönheitsmitteln, deren Kenntniß man übrigens nicht selten von den unterworfenen Völkern entlehnte. Plinius hat uns die Recepte von einigen derselben aufbewahrt. Es gab deren, um die Sommerprossen zu beseitigen, oder die Runzeln zu entfernen, die man aber auch oft mit einem „Lomentum“ verklebte; andere, um dem Antlitz ein frisches Aussehen zu geben, und um die Hände weiß zu erhalten. In besonderer Gunst stand ein von Nero's Gemahlin Poppäa erfundener Hautüberzug aus Erbsenblüthe, Gerstenmehl, Eiern, Weinhefe, Hirschhorn, Marjessenzwiebel und Honig; dies Alles wurde zu einem Teige gemengt und davon für die Nacht ein Umschlag über das Gesicht gemacht. Unbemittelte kneteten einen Teig aus Brodkrumen und Milch, den sie auflegten. Besonders eitle Damen trugen auch während des größten Theiles des Tages diese Maske und entzogen sich nur, wenn sie ausgingen. Daher Juvenal in einer seiner Satiren bemerkt, ein Gemach sei nur selten das Antlitz seiner Gemahlin ohne diese Verkleidung. Zur Entfernung derselben benutzte man Gelsmilk, der man überhaupt viel Verschönerungsvermögen und ganz besonders die Kraft, die Runzeln zu beseitigen und die Haut frisch und weich zu erhalten, beimaß. Die Kaiserin Poppäa badete deshalb in Gelsmilk, und als Nero sie verließ, hatte er doch die Höflichkeit, ihr zu diesem Behufe fünfzig Gelsinnen mit in die Verbannung zu geben.

Sehr gewöhnlich war unter der römischen Damenwelt die Sitte des Schminkens, in der ihnen übrigens die Belger und Bretonen als Vormeister gedient haben sollen. Man besaß rothe und weiße Schminke, erstere hauptsächlich aus Orseille, einem Moos, woraus das Lacmus zubereitet wird, mitunter auch aus Mennig dargestellt. Zur weißen Schminke nahm man vornehmlich Kreide und pulverisirten Krokodilsmist. Außerdem war den Damen die schwierige Malerkunst geläufig, um mit zarter Hand am eigenen Antlitz weitere Verschönerungen zu bewirken. Mit Vorliebe malten sie blaue Aederchen an der Schläfe, und mit einer viel Ruch aussehenden feinen Schwärze, welche in Wasser flüssig gemacht wurde, überzogen sie die Augenbrauen, sodaß sie zwei schön gewölbte Halbkreise bildeten, die an der Nasenwurzel fast zusammen liefen. Auch zum Schwärzen der Wimpern diente diese Substanz, ein Pulver aus Bleiglanz, Spieglas oder Wismuth mit einer Art Erdsch und Asche von Tattelnern, Narde sowie von gebrannten Rosenblättern. Zur Reinigung der Zähne verwendete man Zahnpulver, zu dem man besonders Wismuth mit Marmorstaub vermischte. Auch das Kaue von Mastixkernen sollte für die Zähne sehr zuträglich sein, weshalb man auch Zahntoche aus Mastixholz verfertigte. Endlich ging die Verfeinerung der Kosterie sogar weiter als bei uns, die wir von Haar-Vertilgungsmitteln nur selten Gebrauch machen. Die Römer bedienten sich zu diesem Zwecke nicht bloß des Wismuths, sondern wandten auch eine eigene Pflanze (Psilotum) an, um die Haare aus dem Gesichte zu entfernen. In den öffentlichen Bädern gab es besondere Haarvertilger. Das glatte Gesicht verzierten die Römerinnen dagegen mit Schminke (Splenis), und es scheint, daß selbst Männer dieser Mode huldigten.

Großen Fleiß verwandte das schöne Geschlecht auf die Pflege der Haare und den Kopfschmuck. Mit Haardrüsen und Pomaden wurde das Haupthaar eingerieben, dann mit dem Brenneisen gekräuselt, theils in zierliche Zöpfe geflochten, um mit Hilfe des Kammes zu einem künstlichen Lockenbau aufgetürmt zu werden. Im Ganzen hatte die Haartucht der Römerinnen viele Ähnlichkeit mit jener der Griechinnen. Junge

Mädchen trugen die „Bitta“, eine Krone mit Spangen, in jenem Stile, wie er vor einer Reihe von Jahren auch bei uns wieder üblich war. Anstößige Personen durften das Haar nicht so tragen, ihr Kopfschmuck bestand meistens aus der Mitra. Uebrigens herrschte auch hierin eine oft wechselnde Mode und große Verschiedenheit; unter mehreren gleichzeitig üblichen Haartuchten wählten die Frauen natürlich jene, die ihnen am besten stand oder die zu ihrem jeweiligen Anzuge am besten paßte. Die einfachste Krone war geschitteltes Haar und im Nacken ein Knoten oder Nest, oder es wurden auch die Zöpfe noch einmal nach vorn und rings um den Kopf gelegt. Schon gezielter war eine von ihnen auf dem Scheitel gebildete Schleife, oder ein über der Stirne aufgebauter Toupe.

Es ist gut bezeugt, daß zur Herstellung solcher Haarbauten meistens fremdes Haar zur Verwendung gelangte. In Fälschungen waren auch die Römer nicht unerfahren. Ist doch aus Martials Epigrammen zu ersehen, daß falsche Gefässe in Rom nicht zu den Seltenheiten gehörten. So war auch das Haarfärben sehr im Schwange, und zwar bediente man sich dazu der seltsamsten Mittel. Zum Schwarzfärben z. B. nahm man Bluteigel, welche sechzig Tage lang in einem irdenen Gefäß mit Wein und Essig gefault hatten. Seit den Eroberungen in Gallien und Germanien, zu Anfang des ersten christlichen Jahrhunderts, begann man großes Gefallen an den blonden und rothgelben Haaren der Nordländer zu finden, und Blond wurde, weil bei den Römerinnen selten, sehr beliebt. Um diese Farbe zu erhalten und das dunkle Haar zu bleichen, brachte man verschiedene Mittel, besonders Asche und eine aus Deutschland bezogene laupische Seife, deren Hauptbestandtheil gleichfalls Asche mit Ziegenfett war. Martial nennt die eigenthümliche Seife Mattiac-Kugeln, nach der germanischen Stadt Mattium, woher sie gebracht wurde. Man nimmt an, daß dieses Mattium das heutige Marburg in Hessen gewesen sei. Ovid, der Liebespoet, welcher auch ein leider nur in geringen Bruchstücken auf uns gekommenes Buch über kosmetische Mittel verfaßt hat, beklagt jedoch, daß diese Färbemittel dem Haare schädlich gewesen seien. Beim Färben ließ man es jedoch nicht bewenden, man ging vielmehr so weit, daß man das Haar sogar mit Goldstaub puderte, um ihm eine goldgelbe Farbe zu verleihen. Die Kaiser Commodus und Gallienus vergönnten sich unter Anderen diesen Luxus.

Nachdruck verboten.

Unsere kleinen, aber mächtigen Feinde.

Von Sanitätsrath Dr. C.



chon seit dem siebzehnten Jahrhundert konnten sich die Aerzte des Gedankens nicht enthalten, daß gewisse Krankheiten durch das Eindringen belebter (organischer) Gifte in den Körper bedingt sein müßten. Und dennoch hat es fast zwei Jahrhunderte gedauert, ehe diese Krankheits-Erreger, die unter dem Namen „Bakterien“ jetzt in weiten Kreisen des Publicums bekannt und gefürchtet sind, mit Hilfe des verbesserten Mikroskops entdeckt wurden. Erst den letzten Jahrzehnten war es vorbehalten, diese kleinen, aber mächtigen Feinde des Menschengelechts in ihren geheimen Verstecken zu belauschen und sie in ihrem unheimlichen Wesen und Wirken genauer zu erkennen.

Die Bakterien sind unendlich kleine, auf der niedrigsten Stufe des Pflanzenreiches stehende Pilze (richtiger Algen). Von der Größe dieser pflanzlichen Gebilde kann man sich eine ungefähre Vorstellung machen, wenn man erwägt, daß mehrere Tausend neben einander gelegt nur die Breite eines Haars haben, daß ferner ein französischer Forscher die Zahl der Bacillen in einem Blutstropfen eines an Milzbrand erkrankten Thieres auf acht bis zehn Millionen schätzte, und daß dreißig Millionen derselben so schwer wie ein Tropfen Wasser sind. Ihrer Form nach erscheinen sie entweder in schraubenförmiger Gestalt, als Kügelchen oder als Stäbchen, und diese letzteren sind die vielberufenen „Bacillen“. Das Wachsthum der Bakterien und ihre Vermehrung geschieht größtentheils dadurch, daß eines derselben durch Theilung in zwei zerfällt, jedes dieser beiden wieder in zwei u. s. f. Und so fort — das klingt harmlos; aber was es thatsächlich bedeutet, wird man aus folgender Berechnung entnehmen.

Wenn ein Bacillus sich innerhalb einer Stunde theilt, diese beiden Theile nach einer Stunde sich von Neuem theilen u. s. w., so beträgt nach zwei Tagen ihre Anzahl bereits über 281½ Billionen und in fünf Tagen würden sie das ganze Weltmeer ausfüllen oder in noch kürzerer Zeit die Erde in einen Urwald von Bakterien-Niesenbäumen verwandeln. Glücklicher Weise ist auch in diesem Falle dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Auch unter diesen kleinsten der Kleinen herrscht nämlich der Kampf um's Dasein und der Wahlspruch: „öte-toi, que je m'y mette“. Die eine Art vernichtet die andere, indem sie ihr den Nährboden entzieht. Zumal in unserem Körper haben wir mancherlei Schutzwehren und Kampfmittel gegen die kleinen Unholde. Viele derselben können die in unserem Magen abgeforderten sauren Säfte nicht vertragen und kommen darin um. Andere finden ihren Untergang durch dasselbe Gift, das sie zu unserem Verderben bereiten und absorbieren. Und ein russischer Arzt theilt sogar die auch von anderen Forschern bestätigte Beobachtung mit, daß die weißen Blutkörperchen in unserem Leibe die bösen Eindringlinge in sich aufnehmen und durch Verdauung vernichten. Diese Letzteren würden von jenen „gefressen“, — lautet der vom Entdecker angewandte, — nicht sehr gewählte, aber bezeichnende Ausdruck. Daß sie dennoch in diesem Kampfe nur allzu oft Sieger bleiben, wird bei ihrer starken Vermehrungsfähigkeit nicht allzu sehr Wunder nehmen.

Die Krankheit erzeugenden Bakterien üben ihre verderbliche Wirkung auf den menschlichen Körper durch Vergiftung der Säfte und Gewebe desselben aus. Man nennt deshalb die durch dieselben erzeugten Krankheiten „Infections-Krankheiten“. Eine deutsche Bezeichnung dafür steht uns nicht zu Gebote; weil es unserer Sprache an einem Ausdruck fehlt, mit dem wir eine Vergiftung durch organische Stoffe, im Gegensatz zu der durch unlebende, bezeichnen könnten.

Etwa für dreizehn Krankheiten sind bis jetzt die zugehörigen Bakterien, und zwar für jede Krankheit eine besondere, durch bestimmte Merkmale wohl gekennzeichnete Bakterienart gefunden worden. Die betreffenden Krankheiten sind der Mehrzahl nach solche, die in seuchenartiger Verbreitung auftreten und mehr oder weniger ansteckend sind, wie Typhus, Cholera etc., und es ist wohl nur eine Frage der Zeit, daß auch für jede der übrigen Seuchen die betreffende Bakterienart entdeckt werden wird. Aber auch eine Krankheit, die man bisher „schlechten Säften“

„Störungen der Ernährung“ und dergleichen Ursachen zugeschrieben, nämlich die Schwindsucht, ferner eine solche, die man als „Erkältungskrankheit“ aufgefaßt: die Lungen-Entzündung (und wahrscheinlich auch der Gelenk-Rheumatismus), ja sogar der Wundstarrkrampf, den man zu: Wunderung der Aerzte und Laien als Infections-Krankheiten entpuppt. So weit und breitet sich das Reich des Bacillus über immer größere Krankheitsgebiete aus, und es läßt sich gar nicht er-messen, wie weit er seine Grenzen noch ausdehnen wird.

Wenn es schon an sich vom rein naturwissenschaftlichen Standpunkte aus für jeden Gebildeten von hohem Interesse sein muß, von einer so bedeutsamen wissenschaftlichen Entdeckung Kenntniß zu nehmen, so spitzt sich dieses Interesse doch unwillkürlich zu der wohlberechtigten Frage zu: Welchen Nutzen gewährt sie uns für Gesundheit und Leben? — Welchen Vortheil hat die Heilkunde daraus geschöpft? — Wir sind weit davon entfernt, mit düntelhaftem Hochmuth uns zu rühmen, daß wir es in dieser Beziehung schon jetzt „so herrlich weit gebracht“. Und dennoch wäre es schon dankbar anzuerkennen, wenn uns die Bakterienkunde als einzigen Gewinn die zielbewußte Handhabung des „antiseptischen“ Heilverfahrens ein-tragen hätte. Antiseptisch, — eigentlich säulnißwidrig, — müssen wir nach unseren heutigen Anschauungen richtiger mit „bakterienfeindlich“ übersetzen. Wenn die künftige Hausfrau die sauber gereinigten Früchte zur sicheren Aufbewahrung für den Winter in die reine Glasbrause schüttet, darüber eine dünne Lage Salicyl-Säure breitet und das Gefäß mit reiner Watte und Pergament-Papier möglichst luftdicht verschließt, dann hat sie in better Form einen „antiseptischen Verband“ angelegt, durch den sie ihre Frucht-Conserven vor den, überall in der Luft verbreiteten Gährungs- und Säulnißpilzen schützt und so vor Verderbniß sichert. In ganz entsprechender Weise behütet der Arzt die Wunden seiner Kranken durch das antiseptische Verfahren vor der „Wund-Infection“, — jener unter dem Namen „Blutvergiftung“ bekannten lebensgefährlichen Krankheit und kann jetzt unter dem Schutze dieses Verfahrens die eingreifendsten Operationen ohne die früher stets vorhandene Gefahr unternehmen.

Aber auch einige andere, nicht gering zu achtende Schutzmaß-regeln gegen die inneren Infections-Krankheiten hat uns die Bakterienkunde an die Hand gegeben. Dieselbe hat das Vorkommen vieler Krankheits-Erreger in der Luft, im Wasser und im Erdboden festgestellt; ebenso die Thatsache, daß sie größtentheils auf unreinem Nährboden, überall da, wo thierische und pflanzliche Stoffe in Säulniß übergehen, am Besten gedeihen. Demgemäß suchen wir den Ausbruch von Seuchen durch Reinhaltung des Bodens, des Wassers und der Luft und durch alle hierzu fäh-legenden hygienischen Maßregeln zu verhüten. Dahin gehören Kanalisation und Wasserleitung, Ventilation in unseren Wohn-räumen und strengste Sauberkeit in diesen und an unserem Körper. Dahin gehört ferner die Beseitigung der üblichen Spud-näpfe und Erzeugung derselben durch Gefäße, die mit gutem Verschlusse versehen und zur Hälfte mit Wasser gefüllt sind; sowie die Abschaffung der Unsitte, den Auswurf in den Taschen-tüchern sorgsam aufzubewahren; weil beide Gepflogenheiten zur Ausbreitung und Verbreitung desselben, dadurch zur Ver-breitung der in ihm enthaltenen Krankheitskeime in unseren Wohnräumen und so zur Ansteckung mittelst Einathmung die günstigste Gelegenheit bieten; was ganz besonders für den Schwindsucht- oder Tuberkel-Bacillus gilt. Auch für die Ent-fernung der Teppiche, Tischdecken, Uebergardinen u. dgl., — dieser besten Staub- und Bacillen-Fänger, — aus unseren Zimmern möchten wir gern eine Lange einlegen, wenn wir nicht befürchten müßten, damit die undankbare Rolle des Pre-digers in der Wüste zu übernehmen, denn mit der — Mode kämpfen Götter selbst vergebens. Zur Verhütung der Weiter-verbreitung von Infections-Krankheiten bedienen wir uns vor-nehmlich auch der Desinfektion, die ebenfalls durch die Er-forschung der Eigenart der Bakterien an Grundlichkeit und Sicherheit gewonnen hat. So haben wir im Sublimat und in der Carbolsäure, in der Glühzige von 160° und vor Allem im strömenden Dampf Mittel kennen gelernt, die alle Bakterien sicher tödten, und durch die wir demnach in den Stand gesetzt sind, unsere Zimmer und alle Gebrauchsgegenstände, die mit Krankheitskeimen in etwaiger Berührung gekommen sind, von diesen wieder zu befreien und zu reinigen. Ob es uns durch Anwendung aller dieser Schutzmittel je gelingen wird, Epidemien mit Sicherheit von uns fern zu halten? — Das müssen wir, — gleichweit entfernt von trüber Schwarzseherei, wie von rofiger Hoffnungslosigkeit, — bezweifeln. Denn wenn es bis-her der Naturkunde nicht einmal gelungen ist, die Bedingungen zu ergünden, unter denen sich zeitweise (in den sogenannten Flugjahren) die Maitäfer in's Ungeheuerliche vermehren oder die Raupen in ungemessener Zahl unsere Felder und Fluren verwüsten, wie wollen wir da die geheimen Ursachen zu ent-decken hoffen, durch welche die vieltausendmal kleineren Spalt-pilze, die unserem unbewaffneten Auge gänzlich entzogen sind, in ihrer Vermehrung zeitweise so sehr begünstigt werden, daß sie größere oder kleinere Gebiete gleichsam wie Feuerschiffen-schwärme überfallen und in Seuchenherde verwandeln!

Wir haben oben die Mittel angegeben, durch die man alle Bakterien sicher zu tödten im Stande ist. Einige dieser Mittel dienen in der Hand des Arztes auch dazu, die in Wunden und Geschwüren bereits eingedrungenen schädlichen Keime zu zer-stören und jene dadurch zu heilen. Das höchste Ziel, die sichere und schnelle Heilung aller inneren Infections-Krank-heiten wäre erreicht, wenn wir ebenso und durch dieselben Mittel auch die in's Innere unseres Körpers gelangten Bakte-rien vernichten könnten. Leider ist dieses ersehnte Ziel un-erreichbar, weil die genannten Mittel in der erforderlichen Menge unserem Körper nicht ohne Schaden für denselben ein-verleibt werden können. Aber ein neuer Hoffungsstern ist uns aufgegangen, seitdem durch Versuche nachgewiesen ist, daß die Bakterien des Weichslebers schon in einer verhältnismäßig schwachen Lösung des Chinin (von dem es ja längst bekannt ist, daß es das Weichsleber heilt) in ihrer Lebenskraft ab-geschwächt werden und endlich zu Grunde gehen. Aus dieser Erfahrung ziehen wir den Schluß, daß es noch andere derartige Mittel geben muß, die für den Menschen unschädlich, zugleich bestimmten Bakterien-Arten feindlich sind, — wie es ja auch gegen unlebende Gifte spezifische Gegengifte giebt, — und grün-den auf eben diese Erfahrung die frohe Hoffnung, daß es uns gelingen wird, auch für alle anderen Arten von Bakterien die Stoffe aufzufinden, die ihnen zum Verderben, uns aber zum Heile gereichen.

Wir beendigen unsere Betrachtungen mit diesem ermutigenden Schluß-Aktorde, mit dem wir freilich dem geneigten Leser nur Zukunftsmusik zu bieten vermocht haben.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Die letzten Rosen. Von M. Nonnenbruch. Siehe das Bild, Seite 169. — Wehmüthig stimmt uns der Herbst trotz seiner sonnigen Tage und trotz des bunten Farbenschnudes, in den die Natur sich noch einmal kleidet, bevor der Winter Wald und Flur in seinen weißen Schneemantel hüllt. Noch einmal blühen die Rosen, aber sie strömen nicht mehr den süßen Duft aus, der uns in Juninächten berauschte. Ueber den bunten Blumenblättern liegt es wie ein Hauch, als ob der Frost schon darüber hingefahren wäre und sie mit seinem kalten Athem berührt hätte. Wohl dem, der sich an einen traulichen Kaminplatz flüchtet und es sich am lodernden Feuer behaglich machen kann. Dort werden ihn auch die letzten Rosen erfreuen, die er im Garten gepflückt, wenn sie die Blumen-Vase schmücken, und die Flammenglut des Kamins sie aufleuchten läßt, als wären sie Junirosen und nicht Kinder des Spätherbstes. Da mag man dann auch wohl träumen, der Winter sei noch weit und ewiger Frühling lächle über der Erde, oder man mag sich trösten mit dem neuen Frühling, den die Zukunft bringt.

Die Ueberraschung. Von G. Chierici. Siehe das Bild, Seite 173. — Dabei soll man seine Kaltblütigkeit bewahren, wenn plötzlich drei Ungeheuer in das Zimmer stürmen und ein Gebrüll ausstoßen, als ob sie nichts Geringeres zu thun hätten, als alles Lebendige zu verschlingen! Die Glücke flüchtet mit ihren Küchlein, die beiden kleinen Menschenkinder fallen vor Angst, — buchstäblich genommen, — vom Stuhle, und die Kage würde längst Reißaus genommen haben, wenn ihr nicht in dem unheimlichen Gebrüll ein Ton aufgefallen wäre, der ihr nicht ganz unbekannt erscheint. Und die Kage hat Recht; die unheimliche Ueberraschung entpuppt sich als ein sehr harmloser Scherz, und hinter der furchterregenden Maske verbergen sich ein paar gute, alte Bekannte und getreue Spielkameraden. Offenbar sind sie von dem drahtlosen Erfolge ihrer Ueberraschung selbst etwas überrascht und es ist ihnen wohl ein wenig bange, daß sie zu weit gegangen sein könnten. Es wird ihnen wohl bald gelingen, alle geängstigten Gemüther von ihrer Ungefährlichkeit zu überzeugen.



Nachdruck verboten.

Zum Herbststrauch. — Auf Feldern und Wiesen und im Walde ist die bunte Fülle wilder Blumen verschwunden. Auch das Heidekraut verblüht schon, der rothe Schimmer, in dem vor wenigen Wochen erst die Heide aufleuchtete, ist im Verlöschen. An dem Staudenwerke, das hier und da noch blüht, macht sich unliebsam das Vorherrschen der gelben Farbe geltend.

Dafür hat eine Anzahl von Bäumen und Gesträuchen sich mit glänzenden Früchten geschmückt. Aus beerenartigen Zweigen in Verbindung mit buntgefärbtem Laube und anderem, was der Herbst bringt, läßt sich jetzt auf dem Spaziergange in Wald und Flur ein reizender Strauch für das Zimmer binden. Zunächst eignen sich dazu die Vogelbeeren. Diese werden auch geschätzt von den Kindern, welche sie auf Fäden ziehen, um auf solche Weise sich wunderschöne, wenn auch nicht sehr haltbare Korallenketten anzufertigen. Aber am schönsten nehmen die Büschel korallenrother Beeren sich doch aus, wenn sie in dem lichten Laube der Ebereschen-Bäume hängen.

Vielelei anderes Beerenwerk von verschiedenem Roth ist an Waldrändern, in Hecken, Feldhölzern und Gebüschen zu finden, eine reichbefetzte Tafel für Wild und Vögel. Die wilden Rosenbüsche prangen jetzt mit ihren scharlachrothen Früchten, den Pagenbutter oder Pfaffen, die auch in der Küche verwendet werden. Man muß aber sehr behutsam sein, wenn man ein Zweiglein bricht oder abknipft, denn diese Sträucherlein haben starke Dornen. Noch leuchtender, als das Roth der Pagenbutter, ist das der Beerenbüschel des gemeinen wilden Schneeballes, an dem auch das Laub im Herbst sich blutroth färbt. Nieblisch sind die vom Volke „Mehlfärschen“ genannten rothen Früchte unserer beiden heimischen Weißdorn-Sträucher, und hübsche rothe Früchte bietet für den Herbststrauch die Kornelkirsche oder der Herkingsfrauch, der im Frühjahr als der erste einer seine gelben Blüten erschlossen hat. Auf die zimmerrothen Beeren des Verbergenstrauches oder Sauerborns sei besonders aufmerksam gemacht, weil sie im Strauche von sehr guter Wirkung sind. Von sehr lebhaftem Roth sind auch die Beeren des Bodoborns oder Teufelskorns, eines bekannten, überall bei uns angepflanzten Strauches, der durch seine lang überhängenden, rutenförmigen Zweige sich auszeichnet, und ebenso die Beeren des Bitterfuß oder rautenförmigen Nachtschattens, der hoch in den Gebüschen emporleuchtet und im Sommer violette Blumen entfaltet, die einer Kartoffelblüte im Kleinen gleichen. Außerordentlich reizende Früchte von zwei Farben, Carmiroth und Orange, trägt der sehr verbreitete Spillbaum. Pfaffenbütschen werden diese Früchte genannt wegen ihrer Gestalt, und Rothkehlchenbrod, weil die Rothkehlchen sie gern essen sollen. Endlich zeigen ein sehr feines Roth die beerenartigen Früchte eines im wilden Zustande bei uns seltenen, sehr häufig aber angepflanzten Nadelholzes, des Tagus oder Eibenbaumes.

An Roth ist also in der Beerenwelt kein Mangel; von anderen Farben aber finden sich fast nur noch Blau und Schwarz vor. Von den blauen Früchten sind die hübschesten für den Herbststrauch die beiden hellblau bereiften Schlehen, die gemeine Schlehe und die größere Hahnschlehe, nur daß sie wegen des etwas sperrigen Wachses der beiden Sträucher sich nicht ganz leicht einfügen lassen. Hübsch machen sich in dem Strauche auch Brombeeren von beiden Arten, mit blau bereiften und mit glänzend schwarzen Früchten. Schwarze Beeren liefern ferner der Hollunder, der rothzweigige Cornus oder Partriegel und die Rainweide oder der Siguer. Von guter Wirkung ist auch ein Wacholderzweig, in dessen dichtem Nadelgrün reife, schwarzblaue Beeren neben noch grünen zusammenhängen, denn die Wacholderbeeren reifen erst im zweiten Jahre.

Beeren von eigenthümlich schöner Färbung trägt der Sanddorn oder Seeborn, ein Strauch, der an unseren Seelüften heimisch ist, im Binnenlande aber nicht selten in Anlagen und Gärten angepflanzt vorkommt. Die Beeren sind auf goldgelbem Grunde braunpunktiert und heben sich reizend ab von dem silbergrauen Laube des Strauches.

Ein anderer, in unseren Anlagen häufiger Zierstrauch ist der weißfrüchtige Cornus, dessen weiße, atlassglänzende Beeren nicht nur prächtig in den Herbststrauß passen, sondern auch im Vereine mit rothen Beeren, etwa Verbergen, dunklem Paar als Schmuck ungemein gut stehen. Sonst sind von weißen Beeren noch die des allbekannten Schneeball-Sträuches, der auch nicht heimisch bei uns, aber überall angepflanzt ist, zu verwenden.

Es sei noch bemerkt, daß von allen genannten Beeren entschieden giftig nur die des Bitterfuß ist und die des Eibenbaumes als zweifelhaft betrachtet wird. Von den anderen ist der größte Theil essbar.

Herbstlich gefärbtes Laub giebt weiteres Material für den Strauch. Auch kleine Eichenzweige mit Eicheln und Zweige des Erlenaumes mit reifenden Früchten und den kleinen, für das nächste Frühjahr schon vorgebildeten Blüthenbüscheln nehmen sich gut darin aus, ebenso die grauvioletten Rispen des großen Schilfes, die bis spät in den Herbst hinein noch frisch bleiben. Sehr hübsch und beständig sind die biflorartigen Blumen der gemeinen Eberwurz, blaßgelb mit dunklerer Mitte und von metallischem Glanze. Auf dünnen Wiesen und Ängern wie auf Heidefeldern kommen sie zahlreich vor. Nicht selten findet man auch spät im Herbst noch eine wirkliche, die nickende Distel, in Blüthe. Ihre große burpurrothe Blume hält sich lange und ist eine prachtvolle Zierde für den Herbststrauß. Endlich ist für ihn zu verwenden die Blüthe des Epheus. Derselbe erschießt sich gewöhnlich gegen Ende des September, die schwarzen Beeren aber, die aus ihr hervorgehen, reifen erst im folgenden Frühjahr.

So läßt sich, bis der erste Schnee fällt, draußen in Wald und Flur mit Geschmack und Kunst noch manch frischer Strauch zusammenbinden, der einen reizenden Zimmerschmuck abgiebt und unendlich viel schöner ist als Alles, was der Händler aus getrocknetem, fremdem Pflanzenwerke zusammenstellt.

J. Trojan.



Nachdruck verboten.

Fächerstudien. — Der Fächer stammt bekanntlich aus dem Oriente. In Indien und China ist der Gebrauch desselben von sehr hohem Alter. Er wurde anfangs aus Baumblättern, vornehmlich Palmwedeln, aus Federn und leichten Stoffen zusammengefügt. Eine große Rolle spielten die Pfauenfedern dabei. Mit den Pfauen, die im fünften Jahrhundert vor Christi Geburt in Griechenland bekannt zu werden anfangen, kam der Fächer, als ein Werkzeug, mit welchem man durch Luftbewegung sich Kühlung verschafft, nach Europa. Schriftsteller des Alterthums nannten ihn ein Erzeugniß der Weichlichkeit und Leppigkeit der kleinasiatischen Küstenbewohner. Dennoch betrachtete man ihn in Athen sehr bald als das Scepter der Schönheit, und auch die römischen Damen hielten ihn, nachdem sie seine Bekanntheit gemacht hatten, in hohen Ehren und legten Werth auf seine geschickte Handhabung. Ein mittelalterlicher florentinischer Schriftsteller behauptet, einige Kaiserinnen hätten Schürzen mit Fächern aller vorfindener Formen angefüllt gehabt und wären umgehenden gewesen, wenn ihre mit solchen Sammlungen beauftragten Skabinen eine Neuerung oder Entdeckung auf diesem Gebiete übersehen hätten. Italien und Spanien kannten und gebrauchten den Fächer viel früher als Frankreich und Deutschland, wozu er erst im sechzehnten Jahrhundert kam. Talleirand hat einmal gesagt, der Fächer sollte eigentlich eine französische Erfindung sein, denn die Französinen wüßten das schönste Fächerpiel zu entfalten. Doch das war wohl nur eine persönliche Galanterie, die er damit ausdrückte, denn bekanntlich regieren die Italienerinnen und Spanierinnen den Fächer am gräßlichsten. Sie führen damit ganze Unterredungen ohne Worte mit einer Meisterhaftigkeit aus und wissen das elegante Spielzeug in ihren Händen so originell und bedeutungsreich mit ihrem Augenspiel in Verbindung zu bringen, wie es kaum einer anderen Nation gegeben ist. Schon Boccaccio läßt einen Cavalier sagen: „Die Donna erhob ihren Fächer in der zarten Hand und neigte ihn anmüthig gegen ihr holdes Antlitz, daß er zum Bogen wurde, auf welchem ihr Feuerbild wie ein Pfeil zu mir herüberstieß.“ Die ersten Fächer hatten nicht die Form der jetzigen, sie besaßen nur einen Stiel und auf demselben ein ausgepanntes buntfarbiges Papier, gewöhnlich mit einem Besatze von Federn. Erst im siebzehnten Jahrhundert verfertigte man Fächer mit mehreren, auf einer Achse zusammengeklappten Stäbchen von verschiedenem Material, und diese Fabrication kam direct aus China, weshalb der galante Herzog von Orleans, der Gemahl Elisabeths von der Pfalz, gesagt haben soll: „Weil diese Dingerchen (ces petites choses) aus China stammen, bemühen sich unsere Damen so sehr, mit geschlitzten, blinzeln den Augen hinter ihnen la chinaise hervorzuheben.“ Unter Ludwig XIV. war der Fächer zu einem Hauptgegenstande des Luxus geworden. Das Holz wurde durch Perlmutter, Elfenbein, Gold, Stahl, Schilbperl ersetzt. Die Damen ließen ihn nicht mehr aus der Hand. An Stelle des Ueberzuges von Papier malte man auf die Speichen oder in die Zwischen-Abtheilungen Bildnisse, Blumen, Bedeutungen, Landschaften oder auch galante Szenen der Schätzerpoeie und Mythologie. Der geistreiche Genremaler Watteau, der „Maler galanter Hoffeste“, wie man ihn betitelt hatte, lieferte viele jener reizenden Compositionen, die von den Fächerfabrikanten benutzt wurden und einer ganzen berühmten Gattung den Namen der „Watteaus“ verliehen. Die schöne, unglückliche La Vallière soll in ihren glänzendsten Tagen einen Fächer besessen haben, der in der Mitte eine künstliche Verschiebung besaß, wodurch bei einem Fingerdrucke, der nur ihr bekannt gemacht worden war, ein Medaillon sich öffnete, das den König Ludwig XIV. in Schätzertracht knieend zeigte. Zur Zeit der großen Revolution verschwand das luxuriöse Spielzeug einer schwelgerischen Hofwelt. Die gestimmungskünstigen Bürgerinnen hätten eher Dolche am Gürtel tragen mögen, als das Abzeichen der höfischen Galanterie. Doch nachdem die große Sturm- und Drangperiode im jungen Kaiserreiche aufgegangen war, wurde auch der Fächer mit anderen Luxus-Gegenständen wieder aus der Verbannung zurückgeholt und blieb bis auf die heutige Zeit ein wesentlicher Bestandtheil einer vollendeten Damen-Toilette. Den merkwürdigsten Fächer besaß unftreitig die kurische Freifrau und Dichterin Elisa von der Recke, geborene Reichsgräfin Wiedem. Ihr war derselbe, was er ursprünglich sein soll, ein Werkzeug, um Kühlung herbeizuführen und die Augen gegen den Lichtstrahl zu schützen. Aber ihre ernste Sinnigkeit, ihre Verehrung für Träger der Wissenschaft und Kunst und ihre Freude an edeln Verbindungen durch Freundschaft brachten sie auf eine originelle Idee und ließen sie aus der einfachen Zusammenfügung von Holz und Papier etwas weit Würdigeres, nämlich ein Album schaffen, das ihr beständig sowohl berühmte, als theure Namen vergegenwärtigte. Dieser Fächer selbst ist kein Luxus-Gegenstand, wie uns Dr. Kro-

patschek in seiner Broschüre über Elisa's wunderbares Stammbuch in Fächerform erzählt. Er besteht aus 21 Stäben braungebeizten Eichenholzes. Die obere Hälfte ist von grünem, zweifach gefaltetem Papier, sodas sich 42 Flächen ergeben. Alles ist höchst schlicht und schmucklos, dem Charakter der edeln Besitzerin entsprechend. Beide Seiten des Fächers sind nun auf Wunsch der Gräfin von ihren Bekannten und Freunden beschrieben worden, wodurch ein Erinnerungsblatt seltenster oder vielmehr einziger Art entstand. Unter diesen Fächerinschriften finden wir Sterne erster Größe, Goethe voran, während Klopstock, Herder, Gleim, Reiskewitz, Ramler, Bürger, die Karsschin, Nicolai, Mendelssohn, Voß und viele Andere sich anschließen. Fast alle, hauptsächlich die nächsten Freunde, haben Sinnsprüche gesendet, worin sie ihre Liebe und Verehrung für Elisa ausdrücken. Den Schluß aller Inschriften macht der Dichter und Schauspieler Karl von Holtei. Er ist der achtzigste und letzte, der den Raum auf dem merkwürdigen Fächer füllt. Mit Bezug darauf schrieb er: „Auch die letzte Sprosse in Elisa's Freundschaftsleiter beglückt so sehr, daß ich den Platz selbst mit dem eines Sully wahrlich nicht vertauschen möchte.“

Anna Böhn-Siegel.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

Ueber Email-Malerei. — „Sie malen Email? — ach, das ist ja sehr interessant, — aber bitte, erklären Sie mir doch einmal, wie ist das eigentlich? ich kann mir keine deutliche Vorstellung davon machen.“

Diese Frage ist während der letzten zwei Jahre unzählige Male an mich gerichtet worden. Ein großer Theil des gebildeten Publicums kennt wohl allenfalls email cloisonné und email champlevé, aber das eigentliche Email-Malerei, in der Art der Limousins und Veniciens, ist den Allermeisten wenn nicht ganz unbekannt, so doch der verhältnißmäßig hohen Preise wegen ziemlich fremd; es steht außerdem in dem Rufe, daß nur Kenner und Liebhaber es zu schätzen brauchen.

Wenn es mir nun an dieser Stelle gelingen sollte, dieser edlen und doch so bescheidenen Kunst einige neue Freunde zu gewinnen und den übrigen Lesern wenigstens ein klares Bild zu geben von dem, was die Technik will und kann, und worin sie besteht, so ist der Zweck dieser Zeilen vollständig erfüllt.

Unter „Email“ versteht man erstens den Glasfluß, d. h. die durch Metall-Oxyde gefärbte, leichtflüssige Glasmasse, die auf Metall aufgeschmolzen wird, — zugleich aber auch die metallenen Platten, Gefäße etc., die mit Schmelz-Malerei bedeckt sind.

Der Glasfluß kann durchsichtig (translucid) oder undurchsichtig (opaque) sein und umfaßt jetzt fast alle Farben und Mäncen, die man denken kann, vom tiefsten Schwarz durch viele Arten von Blau, Violet, Roth, Braun, Gelb, Grün, Weiß, bis zum ganz farblosen Krystall-Email.

Fast sämtliche Schmelzfarben kommen im gepulverten und ausgeglühten Zustande in den Handel.

Der Untergrund für die Schmelz-Malerei ist immer Metall, d. h. Gold, Silber oder Kupfer. Letzteres ist seiner Billigkeit halber am gebräuchlichsten, doch werden oftmals, zur Erzielung farbiger Effecte, Gold- und Silberfolien in Anwendung gebracht, worauf ich später noch einmal zurückkommen werde.

Die Fläche, die emailirt werden soll, muß stets gewölbt sein, damit die Spannung eine gleichmäßige ist, und die Dicke des Kupfers darf nicht mehr als 0,2—0,3 mm. betragen. Der gepulverte Glasfluß wird nun entweder mit destillirtem Wasser angerührt und mittelst des Spachtels auf die blankte Metallfläche aufgetragen, — oder letztere wird mit etwas aufgelöstem Tragant-Gummi bestrichen und das Email-Pulver trocken aufgelegt. Auch die Rückseite des Metalls erhält einen Ueberzug, das contre-email, um eine ungleichmäßige Ausdehnung des Kupfers und des Glasflusses beim Schmelzen und Erkalten und somit das Springen des letzteren zu verhindern.

Der also mit dem Grund-Email überzogene Gegenstand wird nun, nachdem er sorgfältig getrocknet ist, auf eine Asbest-Platte mit dieser auf ein Eisenbrett-Metz gelegt und so in den Emailir-Ofen gesteckt.

Dieser kann entweder aus Ziegelsteinen gemauert werden und wird dann mit Coaks oder Kohlen geheizt, — oder er ist aus Thon, mit einem eisernen Mantel umgeben, und die Heizung erfolgt mittelst Gas. — Diese letztere Construction ist ihrer größeren Handlichkeit und leichteren Heizbarkeit halber vorzuziehen, wenn man nicht gerade sehr große Gegenstände zu brennen hat. Man kann einen solchen kleinen Emailir-Ofen in jedem Räume mit gemauerten Wänden anbringen, indem man eine auf eisernen Strebern ruhende Schieferplatte in die Wand einläßt und auf dieser den Ofen aufstellt. Allerdings muß ein großer Gasometer in dem Hause vorhanden sein, denn der Druck der gewöhnlichen Gasometer ist nicht genügend, um eine Gluth zu erzeugen, wie sie zum Schmelzen des Emails erforderlich ist.

Der Ofen besteht aus einer Muffel, welche die Schmelzmasse gegen Staub und Asche und gegen die directe Einwirkung der Flamme schützt, — ferner aus einem Hohlraum, welcher die Muffel umgiebt und welcher durch die von unten mittelst eines Rumbrenners, oder von hinten eintretende Flamme ausgefüllt wird, — und endlich aus der, die Flamme einschließenden Thonwand, die von außen durch einen eisernen Mantel verdeckt ist.

Die Muffel ist vorn offen, d. h. nur durch einen leicht entfernbaren Vorhang bedeckt, sodas man das Schmelzen des Glasflusses, das nur wenige Minuten in Anspruch nimmt, beobachten kann. Ist die Fläche vollständig glatt und glänzend geschmolzen, so nimmt man den Gegenstand mittelst einer Zange heraus und legt ihn zur allmähigen Abkühlung auf eine Gipsplatte.

Wir haben nun eine Platte, einen Teller oder irgend ein Gefäß vor uns, das der Decorirung harret, und es steht uns hierzu eine ganze Reihe verschiedener Anwendungsformen zur Verfügung.

Die historisch älteste Technik und zugleich wohl diejenige, deren Effecte den Laien am meisten ansprechen dürften, besteht darin, daß die Metallplatte zunächst mit einer dünnen Schicht farblosen Emails überzogen wird; hierauf werden die Conturen der Zeichnung und einige Schatten-Schraffirungen mit brauner Farbe kräftig gemalt und dienen als Stege zwischen den verschiedenen farbigen Glasflüssen, die nun, nachdem die Contouren eingebrannt sind, aufgetragen werden. Die Richter



Deckelplatte in Email-Malerei.

Kann man nachher noch mit Gold aufsetzen. Auf diese Art können außerordentlich reiche, farbige Wirkungen erzielt werden, aber immerhin nur decorativer Art, da eine zartere künstlerische Durchbildung mittelst Licht- und Schattengebung bei dieser Technik ausgeschlossen ist.

Sehr hübsche Effecte erreicht man ferner mit dem schon oben erwähnten Aufschmelzen von Folien. Hierzu wird der Gegenstand mit einem dunklen Email überzogen. Die Blätter oder Blüthen, die das Muster ergibt, werden in dünner Gold- oder Silberfolie ausgeschnitten, auf den Gegenstand aufgelegt und in der Muffel gebrannt. Nach dem Erkalten werden Schatten mit brauner Farbe hineingemalt und über jede einzelne dieser Folien wird transluces, farbiges Email gelegt, das durch die Metall-Unterlage höhere Leuchtkraft gewinnt. Schließlich können die nun vereinzelt dastehenden farbigen Flecke mit Goldlinien contourirt und verbunden werden.

Die edelste Technik der Email-Malerei, deren Entstehung erst in das sechzehnte Jahrhundert fällt, und deren höchste Blüthe sehr bald danach von den Malerfamilien der Limousins, Benicands und Courteys erreicht wird, ist das Grisaille, die Malerei von Grau in Grau auf dunklem Grunde. Diese Malereien haben durch den kalten, bläulichen Ton, der ihnen eigen ist, auf den ersten Blick wenig Anziehendes, und wer mit der Erwartung voller, malerischer Farbenwirkung herantritt, wird sich enttäuscht fühlen.

Und doch, welchen Reiz üben bei näherem Eingehen diese Grisaille-Malereien in ihrer vornehmen Einfachheit und dem weichen Schmelz ihrer Töne!

Die Licht- und Schattenwirkung in dieser Technik wird durch dünneres und dickeres Auftragen des weißen Emails auf dem dunklen Grunde erzielt, wobei die Arbeit folgendermaßen vor sich geht: die ganze, bereits dunkel emailirte Platte wird zunächst mit einer ziemlich dünnen Schicht weißen Emails, das mit Oel und Terpentin verrieben ist, angelegt und hierdurch ein Mittelton erzielt. Nun wird die Platte „abgeraucht“, das heißt, das Bindemittel, in diesem Falle das Oel, wird durch allmähliges Anwärmen der Platte verbrannt, bis das weiße Email trocken und pulverartig aufliegt und leicht entfernt werden kann. Dann trägt man mittelst eines spitzen Holzchens die Contouren, sowie alle Schatten-Schraffirungen hinein und giebt die Platte in's Feuer. Man hat nun einen Mittelton und alle tiefsten Schatten. Jetzt werden die Lichter und alle helleren Töne darüber gearbeitet, wieder abgeraucht und abermals gebrannt. Das Bild könnte jetzt fertig sein, indessen stellen sich meist nach diesem Brande noch kleine Mängel und Ungleichheiten heraus, die eine nochmalige Ueberarbeitung wünschenswerth machen; — schließlich wird noch etwas Gold aufgesetzt, das wieder einen besonderen, schwächeren Brand verlangt, und so kann es vorkommen, daß eine Platte sechs- bis siebenmal in's Feuer gesteckt werden muß, ehe sie fertig ist. Aus diesem Umstande und dem mit jedem neuen Brande verbundenen Risiko, das die Platte dem Verziehen oder Springen aussetzt, erhebt sich zum großen Theile die Kostbarkeit und der hohe Preis der Emailen. Außerdem aber ist die ganze Arbeit eine sehr mühevoll und kann nur mit allergrößter Sorgfalt und vorsichtigster Behandlung ausgeführt werden.

Endlich kommen wir zu einer Technik, die im siebenzehnten Jahrhundert von Jean Toutin erfunden, eigentlich den Verfall der Email-Malerei herbeiführte, — nämlich das Malen mit verglasbaren opaken Farben auf weißem Grunde. Diese Technik ähnelt in der Wirkung sowohl, wie in der Art der Ausführung, so vollständig der Porzellan-Malerei, daß der eigentliche Stil des Emails darüber verloren geht. Wir bewundern diese bis in's Feinste ausgeführten Miniatur-Portraits des vorigen Jahrhunderts, diese reizenden, nur durch eine Lupe ganz zu würdigenden Dosen-Malereien, aber wir müssen gestehen, daß dieselben gerade so gut auf Eisenbein oder Porzellan gemalt sein könnten, — sie tragen in keiner Weise den besonderen Charakter des Emails an sich, während die Grisaille-Malerei, einzig in ihrer Wirkung, den Stempel einer vornehmen

Eigenart und eines unverkennbaren Stiles bewahrt. —

Ist nun die Email-Malerei eine Kunst, die mancherlei technische Handgriffe und oftmals handwerksmäßige Einrichtungen erfordert, so möchte ich sie doch als eine solche bezeichnen, die mir besonders geeignet scheint, von Frauenhänden ausgeübt zu werden. Die das liebevollste Eingehen und die größte Geduld erfordernde Technik, die nicht auf große, überraschende Wirkungen ausgeht, sondern ihren Werth erhält einzig und allein durch die zarteste Behandlung und das innigste Vertiefen in einen kleinen Gegenstand, — diese Technik, sage ich, ist wie wenig andere bestimmt, bei Frauen Sympathie zu finden.

Emmy Luthmer.



Deckelplatte in Email-Malerei.

Die sämtlichen Abbildungen zu dem Artikel „Email-Malerei“ sind von der Verfasserin desselben, Fräulein Emmy Luthmer zu Berlin, Lithogr. 17, ausgeführt.

Schatulle mit Deckel in Email-Malerei.
Siehe hierzu den Deckel links oben.

Füllung in Email-Malerei zu einem Schränkchen.

Schränkchen mit Füllungen in Email-Malerei.
Siehe hierzu die Füllung am Fuße der Seite.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.



Broche in Email-Malerei.

Fragen.

Erziehungs-Anstalt. — Kann mir Jemand eine Erziehungs-Anstalt in der Schweiz für Zöglinge, die sich dem Handelsstande widmen wollen, empfehlen? Dieselbe müßte vor allen Dingen gute Lehrkräfte besitzen, gesunde Lage haben und eine strenge Aufsicht führen.

B. M. in Böhmen.

Fettflecke in Parkett-Böden. — Wie entfernt man auf einfache Weise Fettflecke aus Parkett-Fußböden?

Eine Abonnentin.

Gardinenfalten. — Wie rafft man mit Gelatine gestifte Falt-Gardinen zurück, ohne daß die Falten hart und eckig ausfallen?

H. W.

Dextrin. — Wie bereitet man am besten eine Dextrin-Lösung, die nicht so leicht schlechten Geruch annimmt und brüchig wird?

J. v. F. in Dessau.

Eau de Cologne. — Läßt sich Eau de Cologne ohne große Schwierigkeit selbst herstellen und wie?

P. v. B., Franzensbad.

Stichtrahmen. — Wer kann mir eine gute und billige Bezugsquelle für verstellbare, runde Stichtrahmen, die man für Weißsticker gebraucht und an den Tisch schraubt, angeben. So viel ich weiß, kommen dieselben aus Thüringen, aber woher und von wem?

H. in W.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Billard-Tisch (136). — Man kann aus einem Eßtische kein Billard, wohl aber umgekehrt aus einem Billard einen Eßtisch machen. Es sind diese „Tisch-Billards“ in drei Größen in Berlin C. Kommandantenstraße 77/79 bei Reuhusen zu haben. Gewöhnlich für 12 Personen ausreichend, können sie durch dazu passende „Anschieber“ leicht und beliebig vergrößert werden. Als fernere Bezugsquelle wird uns noch die Fabrik von Hoffmann und Janda in Reichenberg in Böhmen empfohlen.

Salicyl (152). — Vor dem Gebrauche der Mundwässer mit Salicyl-Zusatz ist auf das Entschiedenste zu warnen. Salicyl resp. salicylaures Natrium gehört freilich zu den kühnsten hindernden Stoffen, es zerstört aber beim Gebrauche als Mundwasser die feste Substanz der Zähne. Von der Wichtigkeit dieser Behauptung kann man sich selbst leicht überzeugen, indem man einen Zahn wieder (mit Bruchtheilen von Grammen), diesen einige Zeit in einer Salicyl-Lösung liegen läßt und dann wieder wiegt. Der Zahn wird an Gewicht verloren haben, der Schmelz wird matt und das Zahnbein so brüchig geworden sein, daß es sich mit dem Fingernagel abschaben läßt. — Wenn keine abnormen Verhältnisse im Munde vorliegen, dürfte folgendes Zahnwasser zu gebrauchen sein:

Rp.	Thymol	1,0
	Kali, chlor.	12,0
	Spir. vin.	10,0
	Aq. dest.	300,0

M. D. S. 10—20 Tropfen zu einem Glase Wasser. — Ist Jemand besonders empfindlich gegen den Thymolgeschmack, so ersetze man diesen durch 5 Tropfen Ol. menth.

Frau M. Heumann, Zahnarzt, in Zürich.

Vanille-Grème (88). — Eine halbe Stange Vanille läßt man in $\frac{3}{4}$ Liter Sahne ansiehen, läßt diese nach dem Aufkochen erkalten, fügt 100 Gr. Mehl, drei ganze, drei gelbe Eier und 125 Gr. Zucker hinzu, rührt sie auf dem Feuer zu einer dicken Grème ab und giebt zuletzt das zu Schnee geschlagene Weiß von drei Eiern hinzu. Ebenso kann man statt der Vanille 125 Gr. gebrannten, feinen Kaffee in der Sahne aufkochen lassen, letztere durch ein Haarsieb gießen und eine Grème in angegebener Weise bereiten. Beides sind wohlthunende Erfrischungsmittel.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, ein farbiges Modenbild, ein Extra-Blatt und ein Musterblatt für künstlerische Handarbeiten.